

Walter Wolf: Feuerträger

Besitz: Museum Görlitz

Schlesische Monatshefte

Begeündet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Nummer 11

Inhalt des Novemberheftes:

- Friedr. Elfel-Hartau: Der Weg / Gedicht
Dr. Ernst Boehlich: Lausitzer Volkstum im Spiegel der Volkskunde
Hanns Kappler: Leben und Schaffen bildender Künstler in der Oberlausitz
Dr. Dr. Schulze-Schönberg: Die Entwicklung des Rechts in der Oberlausitz seit der deutschen Wiederbesiedlung um 1200
Erich Worbs: Der große Brand (1525)
Wladimir Tecotta: Arbeit singen die Maschinen / Gedicht
Eberhard Marshall, Die Lauen / Gedicht
Erich Tefmer: Fahnen / Gedicht
Hanns Kappler: Soldat hinterm Pflug
Erich Janke: Vom schlesischen Wein / Gedicht
Gertrud Weymar-Hey: Leben / Gedicht
Paul Mandel: Das zweite Ich
J. Bertram: Wu kee Kläger is, is o kee Richter
Eva Herzberg: "Vielleicht" / Gedicht
Gaston Demme: Der „Eremit“ mit Hindernissen
Margarete Koch: Vollendung / Gedicht
Susse v. Hoemer-Heinze: Mädels im Kriegsdienst
Rudolf Koch: Herbst / Gedicht
Ewald Swars: Mondnacht / Gedicht
Verschiedenes / Schrifttum
-

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

November 1935

Nummer 11

Der Weg

War einer, der für seine Lehre stritt
Und einsam seinem Ziel entgegenschritt.

Er sprach. Sand Männer, die den Feind nicht scheuen,
Und ging im Kreis der Freunde und Betreuen.

Sein Herz sprach laut. Und weil es ehrlich war,
So folgte ihm bald eine kleine Schar.

Sein Herz schrie auf, und viel gewann der Schrei,
Vald schritt ein ganzes Heer an ihm vorbei!

Sein Herz rief alle; größer ward die Qual,
Und mit dem Elend stieg der Treuen Zahl.

Und ward ein Strom, ein unermesslich Meer . . .
Ein Volk schritt hinter seinem Führer her!

Friedr. Eifel-Hactau

Lausitzer Volkstum im Spiegel der Volkskunde

Von Dr. Ernst Boehlich

Noch weniger als Schlesien ist die Lausitz je im Laufe der Geschichte dahin gekommen, ein politisches Schwerezentrum zu bilden, sich eines Eigenlebens zu erfreuen, das der deutschen Entwicklung starke Antriebe gegeben hätte. Denn so wichtig auch der Bund der Sechsstädte zu seiner Zeit hervorgetreten sein mag, so wurde seine Kraft doch schnell gebrochen, und über den engeren heimatlichen Raum hinaus hat er nur in bescheidenstem Maße wirken können. So wenig in sich gefestigt ist die Lausitz gewesen, so wenig Eigenkraft hat sie je und je gehabt, daß sie Jahrhunderte hindurch nichts anderes als ein Beutestück war, in das sich die stärkeren Nachbarn aller vier Himmelsrichtungen teilen konnten. Böhmen, Sachsen, Brandenburg haben die Hand darauf gelegt, Schlesien hat ein erhebliches Stück zugewiesen bekommen und nirgends und nie hat diese Angliederung an die Nachbarländer wesentliche innere Schwierigkeiten geboten.

Das alles hat uneingeschränkt nur für das staatliche Leben Geltung. Nicht das Land Lausitz lebt in geschichtlicher Schau, wohl aber lebt für sich und eigenwertig die Landschaft und wohl ein lausitzisches Volkstum, das sie erfüllt. Verwunderlich freilich ist es nicht, daß im Laufe der Zeit das Stammesbewußtsein sich vielfach gelockert hat, daß der ehemalige Lausitzer sich hier als Sachse, dort als Brandenburger, da als Schlesier fühlt; dennoch gilt das nicht durchaus, und vor allem hat das Ursprüngliche allenthalben stark und eigenartig nachgewirkt.

Man hat — und zwar namentlich in der Landschaft selbst — gemeint, weil die Lausitz so vielfach und vielfältig in fremdes Geschehen verflochten, weil sie gezwungen gewesen sei, fremdes Leben innerlichst mitzuerleben, so sei der Lausitzer gleichsam vorbestimmt, den Deutschen an sich darzustellen, und hat auf Erscheinungen wie Lessing und Fichte mit Stolz und einem gewissen Recht hinweisen dürfen; aber es fielen nicht schwer, aus anderen Landschaften Entsprechendes aufzuweisen. Und keinesfalls ist solche zwischenstämmliche Leistung, wenn man sie schon dafür hinnehmen will, dasjenige, worin sich ursprüngliches Lausitzertum am eigenartigsten entfaltet hat. Nicht auf die Hochkultur kommt es an, obwohl natürlich auch diese das Merkmal des Heimattümlichen nie völlig abstreift und zuweilen aufs deutlichste zur Schau trägt, sondern auf die volkstümliche Lebensäußerung an sich, auf die besondere Stammesart, aus dem jene aufsteigt, auf den Volkscharakter in seiner Geistigkeit.

Wenn die Volkskunde diese Bedingtheit und Sonderheit zu erfassen versucht, so tut sie es zunächst stets in der Weise, daß sie die urtümliche Ueberlieferung sammelt. In der Lausitz quoll diese so reich und so bunt, daß gelehrte Kreise schon früher als anderwärts dazu gedrängt wurden, auf sie zu lauschen und ihr eine für jene Zeit geradezu einzigartige Teilnahme und Fürsorge zuzuwenden. Die Chronisten des 17. und 18. Jahrhunderts haben eine Fülle

alten Gutes aufbewahrt¹⁾), und was Abraham Frenzel, Pastor zu Rosel bzw. Schönau, auf den 1692 Seiten seiner *Historia Lusatae Superioris naturalis* an einschlägiger Tradition zusammenträgt, ist schlechthin bewunderungswürdig²⁾).

Sobald die Volkskunde aus dem Zustande vorwiegender Sammlung zu dem der Sichtung und Deutung ihrer Gegenstände überging, mußte ihr notwendig auch die Frage aufstoßen, woher es denn rühre, daß die Lausitz so auffallend viele und treue Erinnerungen bewahre. Als Karl Haupt im Jahre 1863, damals noch Predigtamtskandidat, seine gekrönte Preisschrift, das Sagenbuch der Oberlausitz, vorlegte, hat er im Vorwort zu seinem unvergänglich wichtigen Buche auch über diesen Punkt seine Gedanken geäußert.

„Wie kommt“, schreibt er, „die Lausitz zu diesem Schatze? Die Antwort ist nicht schwer. Dieses Land ist uralt heiliger Boden. Hier häufen sich die Überreste des alten Götterdienstes in der auffälligsten Weise. Dieses Land war durchweg ein Tempel, und ein priesterliches Volk, die Semnonen, wallte durch die Säulenhallen seiner heiligen Haine und kniete an den granitnen Altären seiner Berge.“

Freilich muß Haupt alsbald hinzufügen, daß die Sage von den Göttern dieser deutschen Urbevölkerung nicht mehr viel (er hätte sagen dürfen: nichts!) zu erzählen wisse; aber wenigstens die Gestalten der niederen Mythologie, Zwergensagen vor allem, möchte er auf die germanische Urzeit zurückführen. Daneben hat er natürlich auch auf den frühen wendischen Einschlag hinzuweisen und nimmt Gelegenheit, die nahe Verwandtschaft beider Völker zu unterstreichen.

Haupts Sagenbuch ist als Sammlung eine vortreffliche Leistung, die unentbehrlich ist und steter Anerkennung gewiß sein darf; die Deutungen aber, die er hier und da gegeben hat, gehören der Vergangenheit an. Wir sehen die Dinge heute vielfach anders, als er es tat und tun konnte, und am wenigsten können wir bei den primitiven Auffassungen stehen bleiben, die ihn und seine ganze Zeit beherrschten, wo es sich um das Verständnis von Fragen handelt, die Werden und Aufbau von Völkern betreffen. Weder ist die ältere Wissenschaft, die sich um die äußere und innere Geschichte des näheren mitteleuropäischen Ostens bemühte, über den Dreiklang: Germanentum — Slawentum — Deutschtum hinausgekommen, noch hat sie über jedes dieser drei Völker, am wenigsten über die beiden erstgenannten, hinlänglich sichere und genaue Vorstellungen gehabt.

Wir sehen heute ein, daß wir in größere Tiefen hinuntersteigen müssen, wenn wir so schwierig zu erfassenden Vorgängen, wie es die Bildung eines bestimmten Volkstums und Volkscharakters ist, einigermaßen näherkommen

¹⁾ Man vergleiche den Abschnitt V (Quellen) meiner Bibliographie der Schlesischen Volkskunde S. 33 ff. und weiterhin das Register unter Lausitz.

²⁾ Von Abraham Frenzels Schriften ist nur wenig veröffentlicht. Man sehe die Zusammenstellung bei Karl Haupt S. 13 und vergleiche in der angeführten Bibliographie das Verfasserverzeichnis.

wollen. Typische Verhaltensweisen und Vorstellungsformen, ja bestimmte gefonderte Vorstellungskomplexe, wünscht und versucht man aus rassenhaften Voraussetzungen abzuleiten. Man ist sich grundsätzlich auch wohl darüber klar, daß die Verschiedenheiten der einzelnen Stämme innerhalb eines Volksganzen sehr wesentlich auf dem wechselnden Mischungsverhältnis der rassistischen Bestandteile beruhen. Aber wir sind noch keineswegs so weit, die geistigen Besonderheiten der als solche bestimmten Rassen deutlich zu überschauen, und man neigt leicht dazu, das zeitliche Moment der Entwicklung zu unterschätzen. Es mag richtig sein, daß Temperamente in ihrer rassistischen Bedingtheit, wenigstens in der Anlage, als relativ beharrende Größen anzusehen sind; für die geistigen Schöpfungen, für die Vorstellungen im ganzen und einzelnen, gilt das keineswegs im gleichen Maße. Wo Gespensterfurcht als Erbanlage — und fraglos ist gerade sie bei verschiedenen Rassen ungleich bemessen — vorwiegt, dort wird sich auch der Gespensterglaube länger und reicher als unter anderen Voraussetzungen erhalten; aber der Typ des Gespenstes kann trotzdem außerordentlich wechselnd sein. Hier kommt es ganz und gar darauf an, welcher Kulturkreis, räumlich und zeitlich gesehen, stark genug gewesen ist, seine besondere Prägung durchzusetzen. Jede Kultur, auch die volkstümliche, mit der es die Volkskunde zu tun hat, stellt ein Massiv übereinandergelagerter und oft seltsam verworfener Schichten dar, und letztes Ziel der Forschung wäre es, diese geistigen Formationen mit ähnlicher Sicherheit zu bestimmen, wie es der Geologe an seinem Arbeitsmaterial tun kann. Daß wir jedenfalls dabei weit über die Zeiten hinausgreifen müssen, die wir geschichtliche nennen, und deren Berücksichtigung auch der Volkskunde die längste Zeit genügt hat, das ist gewiß³⁾. Von größter Wichtigkeit aber ist hier noch eine andere Erkenntnis. In der Schichtenfolge von Vorstellungskreisen, die das volkstümliche Denken umschließt, können wir steinzeitliche, bronzezeitliche und Gedanken, die in späteren Kulturstufen erwachsen sind, unterscheiden. Die Bevölkerung, die eine so bunte Welt mit sich trägt, kann ebenfalls anthropologisch aus sehr verschiedenen Epochen herkommen. Es kann sehr wohl sein, daß gerade in dieser Hinsicht uralte Elemente vorwiegen, wie denn ja auch von vielen Forschern nachdrücklich behauptet worden ist, daß die Verteilung der Rassen in Europa trotz aller so gewaltigen Wanderungen im großen ganzen auch heute noch dieselbe sei, wie sie sich im Verlaufe der jüngeren Steinzeit herausgebildet habe. Trotzdem aber braucht keine Rede davon zu sein, daß die geistige Lagerung dem somatischen Wilde entspräche; ja sie entspricht ihr nicht einmal in den engeren Grenzen volkstümlicher Überlieferung, die der Hochkultur gegenüber ja immer um zahlreiche Zeitspannen zurücksteht. Somatische und kulturelle Entwicklung laufen nicht parallel, und das Eigengewicht des Geistigen tritt gerade unter diesem Gesichtspunkte aufs deutlichste zutage. In weitem Umfange aber bedingt die herrschende Hochkultur auch den Gehalt und die Färbung der volkstümlichen

³⁾ Vgl. meinen Aufsatz „Vorgeschichte und Volkskunde“ in Mitteilungen der Schles. Ges. f. Volkskunde Bd. XXX (1929), 1—44.

Vorstellungswelt. Der Vorgang ist ein allmählicher. Auf die Dauer bleibt kein Träger dieser von jener unberührt, und das abschließende Ergebnis innerhalb eines Volksganzen ist gewöhnlich das, daß dieselbe Gruppe von Menschen der einen wie der anderen Kulturreihe verhaftet ist, sich zu einer, hier der deutschen, Kultur bekennt und dabei die Überlieferung weiterträgt, die der bunten Vorstufe angehört und nun erst zu einem einheitlichen und der Hochform angenäherten Ganzen verschmolzen werden kann. Wir bewahren in noch lebendiger Überlieferung Denkgebilde auf, die fraglos in die Steinzeit zurückgehen — wer möchte sie undeutsch nennen? Wir führen in unserer Sprache Worte mit uns, die vorgermanisch, ja vorindogermanisch sind —, wer kann sie noch als undeutsch empfinden? Worte wie Vorstellungen sind unser geworden kraft hundert- und tausendjährigen Besitzes, und gleich diesen wird unausgesetzt auch jüngeres Gut angeglichen, ohne daß nach einiger Zeit das allgemeine Bewußtsein noch eine Spur des verwickeltesten Werdeganges sehen könnte. Wenn ein Breslauer Kind schmeckkosten geht, weiß es ebensowenig, daß der Sprachforscher das Wort auf ein polnisches *smigac* zurückführt, wie das polnische Kind sich ein Gewissen daraus machen würde, alltäglich sein *chleba* zu essen, sein Brot, dessen Name von dem gotischen *hlaifs* herkommt.

Es bedeutet deshalb wenig, wenn — und damit lenken wir auf die Verhältnisse der Lausitz zurück — die völkische Überlieferung eine Reihe Gestalten umfaßt, die offenbar wendisch benannt sind, Gebilde, die deutlich slawisch=heidnischem Götterglauben entstammen. Darin spiegelt sich eine geschichtliche Entwicklung, die einmal stattgehabt hat und überwunden worden ist, wie wir weiterhin noch sehen werden. Es ist kein Grund vorhanden, deshalb slawischer tendenziöser Propaganda auch nur einen Schritt nachzugeben, die gleich von ewigen Rechten einer echtslawischen Urbevölkerung perorieren möchte. Auch slawische Forscher, soweit sie der Wahrheit die Ehre geben, wissen sehr wohl, daß die wendischen Stämme in dieses Land erst verhältnismäßig spät, nachdem zuvor viele Jahrhunderte hindurch Germanen dort unangefochten gesessen, eingedrungen sind und sich nie einer irgendwie beachtlichen Selbständigkeit erfreut haben. Es ist auch kein Geheimnis mehr, daß diese Slawen schon bei der Einwanderung germanisch stark durchmischt gewesen sind⁴⁾. Und gerade die Führer- und Kriegerseht war es, die ursprünglich germanische Herkunft verrät. In somatischer Beziehung läßt sich unter keinem Gesichtspunkte die Vorherrschaft einer „slawischen“ Rasse behaupten; über den geistigen Prozeß aber konnte, und eben deshalb so bestimmt, die Geschichte längst ihr Urteil fällen.

Wir dürfen hier davon absehen, daß auch auf lausitzischem Boden Spuren prähistorischer Bevölkerungsschichten und ihre Nachwirkung im Volksglauben aufgezeigt werden können, und uns der oben erwähnten Tatsache zuwenden, daß sich die Erinnerung an Gestalten slawischer Mythologie

⁴⁾ Man vergleiche bequemerweise R. F. Wolff, Rassenlehre, Spz. 1927, an den einschlägigen Stellen.

zahlreich und lange erhalten haben⁵⁾. Es sind vornehmlich weibliche Gottheiten mit slawischen Namen, wie die Todesgöttinnen Morjana und Smertniza, Dziwica, die Jagdgöttin, und Mara, die Pestfrau. Leider ist noch in keiner Weise untersucht worden, inwiefern sich hier oder sonst germanische Züge nachweisen lassen. Es wäre sehr wohl möglich, denn bei jenem Hennil, der neben dem Gotte Honidlo angerufen wurde, scheint schon der Name auf Germanisches hinzudeuten. Daß aber in den Namen zum mindesten das Slawische herrscht, hat seinen guten Grund. Die Wenden waren die letzte heidnische Schicht, die sich in der Landschaft festsetzte, die letzte, die über eine reiche Mythologie verfügte. Die deutschen Siedler waren Christen. Sie hatten keine Vielheit von Göttern mehr. Unter dem Einflusse der Kirche mußten die slawischen Hauptgötter fast verblasen; auch für sie traten die Heiligen ein, und nur wo sich kein passender Ersatz fand, blieb das Ursprüngliche in mattem Abglanze erhalten. So lebten der Flins, der Tšernehog und der Wielobog weiter, kräftiger und vielfältiger aber blieben die weiblichen Gestalten, wie das übrigens auch bei den Deutschen geschah.

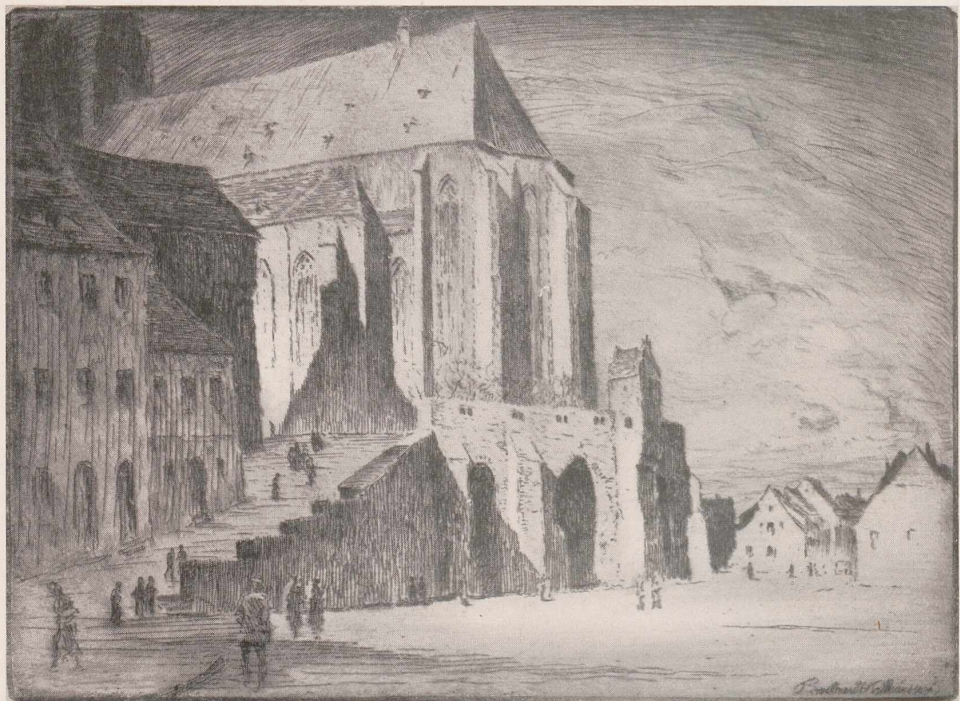
Auf dem Gebiete der niederen Mythologie aber tritt das Deutsche in lebendigster Entfaltung in den Vordergrund. Hier hatte die Kirche größere Duldsamkeit geübt, und mit den deutschen Kolonisten kamen die kleinen Geister in Hülle und Fülle gewandert, um auch in der neuen Heimat Flur und Wald, Berg und Bach zu bevölkern. Hier geschieht es denn auch, daß der deutsche Name, Kobold etwa, ins Wendische dringt. Wenn die slawisch sprechende Bevölkerung die Zwerge Ludki, das heißt kleine Leute, nannte, so ist das eine Übersetzung des deutschen „Wichtel“, das ja auch nichts anderes als „Kleines Ding“ heißt. Was von den Lütchen erzählt wurde, entspricht der deutschen Auffassung durchaus. Wenn übrigens in der Lausitz wie in Schlesien die Zwerge gelegentlich Wensmännel heißen, so liegt auch hier die Möglichkeit offen, daß sich im Namen letzte Erinnerung an ein vorgeschichtliches Volkstum offenbart, wie es allenthalben durch die Vorstellungen von den kleinen Leuten selbst durchzuschimmern scheint⁶⁾.

Im schlesischen Anteile der Lausitz läßt sich namentlich der Glaube an den Gott Flins nachweisen, dem ja auch Flinsberg seinen Namen verdankt. An dieser Gegend hängt viel alte Überlieferung, ohne daß man sie für ein besonderes Volkstum in Anspruch nehmen möchte. Bis nach Schlesien hinein hat sicher auch der lang nachhallende Aberglaube gewirkt, der an den Druifsteinen südlich Görlitz bei der sächsisch-böhmischen Grenze unsern von Weigsdorf haftete. Spuren uralten, vielleicht schon vorgeschichtlichen Gottesdienstes sind dort unverkennbar, und die Sonnwendfeier, die dort oben sicher schon in slawischer Zeit veranstaltet wurde, haben vielleicht auch schon Germanen begangen. Noch im 17. Jahrhundert pflegten alte Leute bei

⁵⁾ Siehe die Zusammenstellung in Haupts Sagenbuch S. 16 ff.

⁶⁾ In den Zwergenagen ist schon oft Entsprechendes vermutet worden. Vgl. meinen Aufsatz „Zwergenagen als Vorzeiterinnerungen“ in dieser Zeitschr. III (1926), 14—24 sowie „Zwerg und Urmenſch“ in Deutsche Ztg., 1929, am 1. 2.





Götting: Vor der Peterskirche

Radierungen von Engelhardt-Kyffhäuser

(Umjeitig) Kathhausteppe

Sonnenauf- und -untergang dort oben zu beten, was bestimmt nicht auf christlichen Brauch zurückgeführt werden darf.

Einen besonders interessanten Fall von Sagenübertragung bietet die Erzählung von Pan Dietrich als Führer der Wilden Jagd⁷⁾. Pan scheint auf den ersten Blick das slawische „Herr“ zu sein, und da auch für den Namen wendische Formen auftreten, hat man die Sage als ein im wesentlichen slawisches Gebilde auffassen wollen; mindestens war man geneigt, ihr jene entscheidende Ausgestaltung zuzuweisen, die dann erst den deutschen Nachbarn vermittelt worden sei. In Wahrheit liegt die Sache gerade umgekehrt. Pan ist die aus den mundartlichen Verhältnissen leicht verständliche Verunstaltung des deutschen „Bern“, und Pan Dietrich ist, wie schon Haupt vermutete, niemand anders als Dietrich von Bern, der große Ostgotenkönig, der einzig in einem beschränkten Striche der Oberlausitz und daneben nur im Orlagau als Führer der Wilden Jagd erscheint.

Ähnliche Mischung von Vorstellungen verschiedener Herkunft läßt sich auch in anderen Sagengruppen, spärlicher schon im Volksbrauche, erweisen; indessen stehen eingehende Untersuchungen noch aus. Was aber hier wie da schon der flüchtigen Durchsicht deutlich wird, ist die Tatsache, daß allenthalben in Brauchtum und Wortüberlieferung, nicht nur in dem engeren Kreise der niederen Mythologie, der unbestreitbar deutsche Einschlag auch in den frühest festgehaltenen Nachrichten, weit überwiegt, und in diesem Tatbestande spiegelt sich der Verlauf der allgemeinen, geschichtlichen und kulturellen Entwicklung wider. Fragen wir aber, wie es Haupt getan hat, woher sich der Reichtum und die Mannigfaltigkeit volkstümlicher Überlieferung in der Lausitz erklären, so werden wir keineswegs auf die westgermanischen Semnonen zurückgreifen. Sie haben ja nie die gesamte Lausitz umspannt, vielmehr haben gerade in den letzten Abschnitten der großen Wanderzeit ostgermanische Burgunden beträchtliche Gebiete innegehabt. Wir müssen an die sozialen Verhältnisse des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit denken. Weite Strecken der Lausitz haben ein Dornröschendasein führen dürfen, in das die Hochkultur nur mit schwacher Kraft einstrahlte. In der Abgeschiedenheit der Wälder und Heiden, der Hügel und Berge hat sich jene Treue der Überlieferung gefestigt, der wir die reiche Ernte fleißiger Sammler zu verdanken haben.

⁷⁾ Haupt a. a. O. S. 121 ff. — Sieber in Mittl. Schles. Ges. f. Bk. XXXI/XXXII, 85 ff. und Krappe ebd. XXXIII, 129 ff., dessen Ausführungen nicht unbedingt überzeugen.

Leben und Schaffen bildender Künstler in der Oberlausitz

Von Hanns Kappler

Schon immer ist die alte Sechsstadt Görlitz der Mittelpunkt künstlerisch schaffender Kreise in der Oberlausitz gewesen, davon geben die vielgestaltigen Werke der Maler und Bildhauer in Museen und Ausstellungen beredtes Zeugnis. Wir haben in dem vorliegenden Sonderheft Görlitz einen kleinen Kreis der erfolgreichsten Künstler durch ihre Arbeiten für ihr gereiftes Können sprechen lassen und geben im folgenden einen kurzen Einblick in das Leben dieser so eng mit Mensch und Landschaft der Oberlausitz verbundenen Schaffenden. Der schöpferisch tätige Kreis der Oberlausitzer Künstler ist freilich beträchtlich größer, als daß im Rahmen eines Sonderheftes allen bildenden Künstlern unserer engeren Heimat ein ihnen gebührender Raum zur Verfügung gestellt werden könnte. Es ist vielmehr Aufgabe eines später erscheinenden weiteren Sonderheftes, auch in das Leben und Schaffen der übrigen Oberlausitzer Künstler einen Einblick zu geben.

Otto Engelhardt-Ryffhäuser ist bereits weit über Schlesiens Grenzen hinaus als ein Künstler bekannt, der es verstand, das Erleben und Erschauen des großen Krieges in seinen Gemälden wirkungsvoll zum Ausdruck zu bringen. Ganz besonderes meisterliches Können zeigt er in seinen Radierungen auf, von denen wir im vorliegenden Sonderheft zwei Reproduktionen bringen. Otto Engelhardt-Ryffhäuser entstammt einem nordthüringer Geschlecht, das seit vielen Jahrhunderten in Artern am Ryffhäuser, einer kleinen Landstadt, in der auch Goethes Ahnen lebten, heimisch war. Er wurde dort als das fünfte von neun Kindern am 5. Januar 1884 dem Kaufmann Franz Engelhardt geboren. Nach sechsjährigem Studium voll eifrigster Arbeit in Kassel, Berlin und Weimar schaute er Dürer in Nürnberg und Rembrandt in Holland, deren Werke einen gewaltigen Eindruck in dem jungen Künstler hinterließen. Nach diesem Kunststudium führten ihn Reisen durch ganz Deutschland und in die nordischen Länder. Ganz besonders war die Jahrhundertausstellung deutscher Kunst in Berlin 1905/1906 sein erstes, größtes, künstlerisches Erleben. Der Weltkrieg brachte Engelhardt-Ryffhäuser drei Jahre an die Front. Dort wurde seine Schaffenskraft keineswegs lahmgelegt, sondern im Gegenteil gesteigert, immer und immer wieder beeindruckt durch das Ringen, durch die Heldentaten seiner Kameraden. An der Front entstanden die Vorarbeiten zu den bekannten Frontbildern des Künstlers, die jetzt als Ausstellung durch alle größeren Städte Deutschlands wandern, wie auch die Vorarbeiten zu dem sieben erschienenen, wundervollen und erlebnisstarken Band „Vorn“. Nach dem Kriege kamen für den eifrigen und arbeitsamen Künstler die Jahre einer starken Reise der Fronteindrücke sowie wiederholte Reisen zu Michelangelo nach Italien. Die Arbeiten Otto Engelhardt-Ryffhäusers sind im Besitz von

Staat, Städten, Museen und der Armee. Die innere Berufung führte den Künstler zu seinem Wirken als Kunstlehrer in Görlitz, dem er noch heute ergeben ist.

Wilhelm Schulze-Rose zeigt in seinem künstlerischen Schaffen, daß alle echte Menschenkunst im letzten Grunde Angelegenheit und Auswirkung des Empfindens ist. Der Künstler ist eine eigenwillige Persönlichkeit von bewußt ausgeprägter Selbstzucht, wie insbesondere seine Gestaltung des bäuerlichen Menschens erkennen läßt. Wilhelm Schulze-Rose wurde am 10. Januar 1872 in Dahme in der Mark geboren. Mit achtzehn Jahren ging er auf die Akademie nach Königsberg. Bald wendet er sich nach München, doch auch da hält es ihn nicht lange, es ist der Drang zur Heimat in ihm, der ihn in die Mark zurückleitet. Es folgte ein jahrelanges Schaffen in der Gegend um den Fläming. Im Jahre 1898 ging Schulze-Rose nach Leipzig, und nun folgten Studienreisen nach Norwegen, Schweden und Holland. Nach einem kurzen Aufenthalt in Dessau wandte er sich erneut nach Leipzig und rief hier eine Künstlervereinigung unter dem Namen „Leipziger Sezession“ ins Leben. Der sächsische Staat ehrte den Künstler im Jahre 1916 durch den Ankauf eines Bildes, und 1919 erwarb die Stadt Berlin eines seiner Werke. Heute lebt und schafft Wilhelm Schulze-Rose in Lomnitz in der Nähe von Görlitz. Er steht auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Er ist der Begründer des „Landbundes bildender Künstler“, der durch seine Ausstellungen in Görlitz, Bautzen, Hamm, Kassel, Königsberg, Flensburg und sogar in der Tschechoslowakei größte Achtung fand. Seine Arbeiten sind im Besitze des sächsischen Staates, der Städte Leipzig, Berlin, Dessau und Görlitz.

Edmund Bauz ist ein Künstler, der sich in erster Linie der Oberlausitzer Landschaft ergeben hat. Seine Bilder zeigen eine farbenprächtige, weiche Stimmung, die das Wesen dieses in der Stille schaffenden Menschen widerspiegelt. Insbesondere nimmt er sich mit Vorliebe die vielgestaltigen Landschaftseindrücke in Königshain zum Vorwurf seines künstlerischen Schaffens. Edmund Bauz wurde am 9. September 1881 in Görlitz geboren. Nach einjähriger Vorbereitung bei dem Maler und Zeichenlehrer Johannes Schurig, Görlitz, ging er auf die Akademie nach Dresden und studierte dort zwölf Semester von Ostern 1898 bis 1904. Außer einigen kleineren Auszeichnungen erhielt er ein Stipendium auf drei Jahre. Seine Lehrmeister waren insbesondere Professor Freye, Professor Richard Müller und Professor Karl Bantzer. Mit der Bantzerschule erlebte der Künstler zweimal eine längere Studienreise nach Hessen, um dort Bauer und Landschaft aufzusuchen und dieses Erleben und Schauen zu gestalten. Nach Beendigung der Studienzeit, im Jahre 1904, zog sich Edmund Bauz wieder in seine alte Heimat Görlitz zurück, um hier zurückgezogen seinem weiteren Schaffen hingegeben zu sein. Viele seiner Bilder wurden von den Museen in Görlitz (Sedenkhalle und Kaisertrutz), Bautzen und Aue angekauft. Ein größeres Werk erwarb der sächsische Staat, der sich auch bei diesem Künstler wieder als ein besonderer Förderer des Oberlausitzer Kunstschaffens erwies. Gerade Edmund Bauz ist

es, dem das romantisch-stimmungsvolle Empfinden des deutschen Menschen besonders liegt, und deshalb verdiente er in unserer Zeit eine besondere Beachtung, da seine Werke auch den schlichtesten, nicht kunstsachverständigen Volksgenossen sofort in ihren Bann ziehen. So ist Edmund Bauß der beste Vertreter einer volksnahen Kunst.

Walter Wolf erweist sich als ein erfolgreicher, schöpferischer Bildhauer und Graphiker. Im Jahre 1894 in der Südostecke Sachsens, in dem an der böhmischen Grenze gelegenen Ort Reichenau geboren, zeigte sich schon in früher Jugendzeit bei diesem Künstler der Drang zum plastischen Gestalten. In Zittau wirkte an einer der besten Handwerkerschulen Sachsens der Lehrer Adolf Schorisch, der sich des Jünglings ganz besonders annahm. Neben der bildhauerischen Ausbildung schloß sich Walter Wolf alsbald auch der Graphik an. Nach beendeter Lehrzeit und einjähriger Tätigkeit in einer guten Werkstatt kam der Künstler zu einem Manne, dessen Name mit der Holzbildhauerei und auch mit dem Lande Schlesien eng verbunden ist: Professor dell Antonio in Bad Warmbrunn. Im Juni 1915 zwang der Krieg Walter Wolf, das Werkzeug mit der Waffe zu vertauschen. Mehr als drei Jahre stand Walter Wolf in Frankreich und Rußland an der Front. Im Jahre 1921 ließ er sich endgültig in Görlitz nieder, um hier als freischaffender Künstler zu leben. Vierzehn Jahre unermüdliches Schaffen brachten ihn neben seiner Holzbildhauerei auch zum Stein, zur Bronze und zur Keramik. Städtische, staatliche und kirchliche Behörden ließen dem Künstler Aufträge zukommen. Seine graphischen Arbeiten wurden wiederholt mit ersten Preisen ausgezeichnet. Insbesondere sind bekannt seine Brunnengruppe in einem Görlitzer Park, die Ehrenurkunden der Stadt Görlitz für Generalfeldmarschall von Hindenburg und für unseren Führer Adolf Hitler und die vom Görlitzer Kaiser-Friedrich-Museum angekauften Arbeiten. Auf den Kunstausstellungen der Lausitzer Sechsstädte sowie auf Ausstellungen in Dresden, München, Berlin und Breslau war Walter Wolf mit seinen Schöpfungen vertreten. Er ist einer der besten und schöpferischsten Plastiker in der Oberlausitz.

Arno Henschel*) mag in Wesen und Art an den drei in diesem Heft veröffentlichten Bildern klar und verständlich werden.

Da ist zunächst das Bildnis eines flötespielenden Knaben, dessen herbe und strenge Durchführung in Form und Farbe den Eindruck des Beschauers zunächst vollkommen beeinflusst; und doch ist gerade dieses Bild am bezeichnendsten für das ganze Schaffen Henschels. Denn selbst wenn er zu einem ganz anderen Motiv greift und einen prachtvollen Blumenstrauß in die Mitte seines Bildes setzt, so verleugnet er auch hier im letzten nicht den Willen zu einer gewissen Herbheit und beinahe klassischen Strenge.

Weit entfernt von der unwirklichen und oft beinahe fraßenhaften Starrheit einer sogenannten „Neuen Sachlichkeit“, gibt Henschel seinen Bildern eine

*) Den Abschnitt über Arno Henschel schrieb Walter Appel, Grünberg i. Schl.



„Landschaft“

Gemälde von Schulze-Roje



Edmund Bauß: Alte Linden in Königshain

vorbildliche Ruhe und Geschlossenheit, die von vornherein jede unausgereifte Pockerung oder jeden Willen zur Auflösung ausschließt.

Das gleiche gilt auch von dem dritten Bilde, das im Kaiser-Friedrich-Museum in Görlitz hängt, „Stilleben: Korb mit Birnen“. Auch hier zeigt sich in der Anordnung der beinahe nebensächlichen und ganz willkürlichen Gegenstände eine bewußte Strenge in Auffassung und Gestaltung, so daß das Bild gerade dadurch seinen besonderen Reiz erhält. Wichtig zu wissen aber ist folgendes: daß ähnliche und die ersten dieser Bilder entstanden, als es noch unter einer anderen Kunst-, „epoche“ zum guten Ton gehörte, so zu schmieren, daß man das Thema des Bildes nur aus dem Katalog erkennen konnte. Damals aber gehörte Mut und eine bewundernswerte Selbständigkeit der Auffassung dazu, sich zu dieser eigenen Art zu bekennen.

Und schließlich bleibt sich Henschel auch derselbe, wenn er zum Beispiel zum Landschaftsmaler wird, der auch hier jede noch so unaufdringliche Gefühlsduferei vermissen läßt. Denn auf keinem Gebiete der Malerei wird so viel gesündigt und in nie wiedergutzumachender Weise geschadet wie in der Landschaftsmalerei.

Auch hier zeigt der Künstler genau so eindringlich wie bei den drei anderen seine Eigenart, ohne darüber die Eigenart der schlesischen Landschaft aufzugeben. Im Gegenteil wird man kaum ein Bild mit einer Winterlandschaft Schlesiens finden, das eindringlicher und ernster den Charakter unserer Heimat herausstellen würde.

So zeigt gerade das Werk Arno Henschels, daß es dem heutigen Künstler weit mehr daran liegt als zu jeder anderen Zeit, sich zum Zeugen und Gestalter dieser Zeit zu erheben, daß eine spätere Vergangenheit überzeugt werden kann von dem ernstesten Ringen und kraftvollen Wollen unserer Tage.

Walter Rhaue ist in erster Linie Keramiker. Er wurde am 6. Juli 1885 zu Neuwelt im Kreise Brieg als Sohn des Försters Adolf Rhaue geboren. In Breslau erlernte er das Malerhandwerk, besuchte im Jahre 1905 für zwei Semester die Akademie in Breslau und meldete sich anschließend freiwillig zum Militärdienst. In den Jahren 1907 bis 1910 besuchte er erneut unter Professor Poelzig und Hans Kofmann die Akademie in Breslau. Dann siedelte er nach Görlitz über und widmete sich zunächst der Restaurierung alter Kirchen. Den Feldzug machte Walter Rhaue von 1914 bis 1918 mit. Bis 1919 war er wieder für zwei Semester auf der Akademie in Breslau unter Professor Pautsch tätig. Im Jahre 1921 gründete Walter Rhaue eine Fayence-Töpferei in Görlitz. Seine Arbeiten wurden von den Museen in Breslau, Görlitz, Bautzen, Dresden und Leipzig angekauft.

Schon dieser kurze Abriß aus dem Leben und Schaffen der bildenden Künstler in der Oberlausitz beweist, wie vielfältig das Gestalten unserer heimischen Künstler ist. Sie alle verdienen größte Beachtung, auch über den Rahmen unserer schlesischen Heimat hinaus; denn sie haben Werke und Werte geschaffen, die dem ganzen deutschen Volke gehören müssen.

Die Entwicklung des Rechts in der Oberlausitz seit der deutschen Wiederbesiedlung um 1200 *)

Von Dr. Dr. Schulze-Schönberg, Rechtsanwalt in Görlitz

Die Oberlausitz ist von jeher eine eigene Landschaft gewesen. Sie hat sich daher in der Geschichte stets eine gewisse Selbständigkeit bewahrt und politische Eigenarten bis heute erhalten, zum Beispiel den noch nach Ständen geordneten Kommunallandtag für das preußische Markgraftum Oberlausitz. In ihr hat deshalb auch das Recht eine besondere Entwicklung durchgemacht.

Rechtshistorisch kann nur die Zeit seit der Besiedlung der Oberlausitz durch deutsche Bauern um 1200 interessieren. Die germanischen Stämme, welche die Oberlausitz in ältester Zeit besiedelt hatten, waren in der Völkerwanderung abgezogen. In das verlassene Land rückten später slawische Völker ein, die allerdings das Land nur strichweise besiedelten. Diese slawische Zwischenzeit dauerte jedoch nicht lange. Etwa im Jahre 933 — also gerade vor tausend Jahren — wurden diese Slawen von den deutschen Königen endgültig unterworfen. Die Oberlausitz bildete damals die östlichste Grenz- oder Markgrafschaft des Deutschen Reiches.

In der Zeit um 1100 setzte eine regelrechte Wiedereindeutschung durch land-suchende Bauern nach dem nur teilweise besiedelten Osten ein, die dazu führte, daß das ganze heutige Ostdeutschland, das Deutschland östlich von Elbe und Saale, seinen slawischen Charakter verlor. Die Oberlausitz wurde von diesem Auswandererstromen etwa um 1200 erreicht. Da überall, wohin die Deutschen kamen, bald ein großer wirtschaftlicher und kultureller Aufschwung einsetzte, hießen auch slawische Fürsten in den noch nicht wiedereingenommenen östlichen Gebieten die deutschen Bauern in ihren Ländern gern willkommen. Die Deutschen waren nicht nur wegen ihrer wirtschaftlichen Tüchtigkeit, sondern auch gerade wegen ihres Rechtes begehrte Ansiedler. Das ging so weit, daß selbst Orte mit slawischer Bevölkerung bald um die Verleihung dieses deutschen Rechtes baten.

Was für deutsches Recht im besonderen es war, welches damals in der Oberlausitz in Geltung kam, das läßt sich ganz natürlich aus dem Kolonisationsvorgang ableiten. Es war das Recht der Landesherrn, denen die Oberlausitz nach der Unterwerfung unterstellt wurde. Damals umfaßte die Markgrafschaft Meißen die Oberlausitz. Es war ferner das Recht der Landschaft, aus welcher die Siedler vorzüglich kamen, denn naturgemäß brachten die Siedler ihr Recht mit. Die bäuerlichen Siedler der Oberlausitz kamen überwiegend aus Mitteldeutschland, besonders aus Thüringen, also ebenfalls aus Gegenden, die zum sächsischen Herrschaftsgebiete gehörten. Kein Wunder also, daß das nach der Oberlausitz in das Kolonisationsland verpflanzte deutsche Recht sächsisches Recht war, wie es nach dem deutschen

*) Sekürzter Vortrag, gehalten auf dem Oberlausitzer Rechtswahrertag 1934.

Sachsenspiegel Geltung hatte. Gerade in der Zeit der ostdeutschen Besiedlung hatte dieses Recht seine höchste Vollendung und seine endgültige Gestalt erhalten. Es war bisher nur mündlich überliefertes Gewohnheitsrecht gewesen, aber gerade damals durch Eike von Repkow, einem Schöppen des Magdeburger Schöppenstuhls, im sogenannten Sachsenspiegel niedergeschrieben und nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich nach der Oberlausitz gebracht worden.

Daher kommt es, daß auch im Görlitzer Ratsarchiv heute noch eine der Handschriften des Sachsenspiegels aufbewahrt wird, ebenso wie die sogenannte Blume des Magdeburger Rechts von Nikolaus Wurm, eine Bearbeitung des Sachsenrechts für den praktischen Gebrauch, die sogar im Dienste der Stadt Görlitz entstand. Daher kommt es ferner, daß die Oberlausitzer Städte, vor allem Görlitz, von Anfang an mit sächsischem oder Magdeburger Recht belehnt waren. Und wußte man sich später in einer Rechtsangelegenheit einmal keinen Rat, dann trugen die Schöppen des Görlitzer Gerichts, das bald führend wurde, den Fall den Magdeburger Schöppen vor und baten um Belehrung über die einschlägigen Rechtsätze. Hunderte solcher Magdeburger Schöppensprüche werden noch heute im Görlitzer Ratsarchiv aufbewahrt. Sie waren für die damalige Zeit eine Art Reichsgerichtsurteile. Dieser Rechtszug nach Magdeburg, der für eine ständige Erneuerung und Fortbildung des Rechts sorgte, blieb auch erhalten, als die Oberlausitz zu Böhmen und Brandenburg und dann wieder zu Böhmen kam. Er wurde sogar als ein besonderes Privileg von jedem neuen Landesherrn der Oberlausitz ausdrücklich bestätigt.

Wie es nun damals ein allgemein gültiges deutsches Recht nicht gab, sondern nur eine Reihe landschaftlicher Sonderrechte, die freilich in den Grundzügen übereinstimmten, so war das Recht auch innerhalb der einzelnen partikularen Rechtsgebiete, etwa im Gebiete des Sachsenrechts, nicht einheitlich. Jedes selbständige Stammesgebiet hatte vielmehr seine eigenen Rechtsanschauungen. Das kam daher, daß das damalige Recht eben nur mündlich überliefertes Gewohnheitsrecht, nicht aber geschriebenes Gesetzesrecht war. Die Überlieferung war jedoch von Ort zu Ort und von Landschaft zu Landschaft verschieden, nicht zuletzt deshalb, weil die Siedler in den einzelnen Kolonisationsgebieten des deutschen Ostens durchaus nicht nur jeweils aus einer Heimatlandschaft gekommen waren, sondern vielfach auch von Siedlern anderer Heimatländer mehr oder weniger durchsetzt waren, die abweichende Rechtsanschauungen mitbrachten. So befanden sich unter den in der Mehrheit aus Mitteldeutschland eingewanderten Siedlern der Oberlausitz auch Minderheiten, die aus dem Rheinland und aus Schwaben stammten. Deshalb hatte die Oberlausitz vielfach Rechtsanschauungen, die von den im Sachsenspiegel niedergeschriebenen Rechtsätzen abwichen. Ja selbst die Rechte der einzelnen Städte zeigten noch Abweichungen untereinander. Diese in den einzelnen Städten geltenden besonderen Gewohnheitsrechtsätze wurden meist in Stadtgesetzen, die man Willküren nannte, festgelegt. So entstand schon im

Anfang des 14. Jahrhunderts das führende „Sörlitzer Rechtsbuch“ und erging bereits um 1420 eine Willkür der Stadt Sörlitz, die deren vom Sachsenpiegel abweichendes Gewohnheitsrecht enthielt.

So entwickelte sich im Sachenrecht in der Oberlausitz, und zwar nur auf dem Lande, das eigenartige Rechtsinstitut des Erbegeldes in Verbindung mit den sogenannten Kerbhölzern. Das war eine Art unverzinslicher Ratenhypothek, bei der die Raten auf einem Holzkniüppel eingeschnitten und bei Bezahlung abgekerbt wurden. Dies Erbegeld konnte nur bei Vorlage des Kerbholzes geltend gemacht werden. Das Kerbholz war also eine Art Hypothekenbrief. Im Erbrecht entstand frühzeitig ein Auerbenrecht mit Jüngstenfolge, wobei das Vorrecht dem Jüngsten gegen eine Geldabfindung, die sogenannte Willkür, durch einen älteren Bruder abgekauft werden konnte. An Stelle der später üblichen Testamente erhielt sich in der Oberlausitz besonders lange die Vergabung von Todes wegen, eine dem Erbvertrag ähnliche Beschenkung für den Todesfall. Ebenso erhielt sich besonders lange die Sondernachfolge der Schwertmagen oder Manneserben in das Heergewette und der Nistel oder Frauenerben in die Gerade, wobei vielfach von Ort zu Ort verschieden bestimmt war, was im einzelnen zu diesen Sondernachlässen gehörte.

Sehr wesentlich ist, daß das Recht nicht durch Juristen, sondern durch Volksgenossen gesprochen wurde. Jedes Dorf hatte sein eigenes, aus Bauern bestehendes Dorfgericht, jede Stadt ihr mit Bürgern besetztes Stadtgericht. Nur für schwerste Kriminalsachen und auch als eine Art zweite Instanz gab es ein landesherrliches Gericht unter Leitung des königlichen Vogtes, der in Sörlitz auf dem Vogtshofe richtete. In schwierigen Fällen wandten sich die Gerichte mit der Bitte um Rechtsrat an den Schöppenstuhl nach Magdeburg, aus dessen Rechtsprechung ja das Sachsenpiegelrecht hervorgegangen war. Später holte man auch oft Gutachten der Fakultäten von Leipzig, Halle oder Wittenberg ein.

Die wirtschaftlichen und sozialen Zustände in dieser Zeit rein deutschen Volksrechts waren überaus glückliche. In den Dörfern saßen stolze, unabhängige Bauern, die ihre Höfe geschlossen vererbten, und die sich selbst das Recht sprachen. In den Städten lebte ein ebenfalls freies, wirtschaftlich sehr rühriges Bürgertum, das zu hoher Macht gelangte. Sörlitz und Bautzen standen mancher Reichsstadt nicht nach.

Eine entscheidende Wendung in der Rechtsentwicklung trat durch den Pönsfall 1547 ein. Damals hatten die evangelischen Oberlausitzer ihrem Landesherrn, dem katholischen König von Böhmen und deutschen Kaiser, angeblich ihre Waffenhilfe vorenthalten. Zugleich hatte sich Magdeburg einem Religionsedikt des Kaisers widersetzt. Beide wurden hart bestraft. Magdeburg wurde in die Acht erklärt. Außerdem bestand eine Maßregelung, die beide Teile traf, darin, daß der Oberlausitz verboten wurde, das Recht weiter in Magdeburg zu erfragen. Gleichzeitig wurde eine Appellationskammer in Prag errichtet und bestimmt, daß das Recht in letzter Instanz

nur noch bei diesem Prager Gericht gesucht werden dürfe, weil die Oberlausitz auch damals noch auf Grund der Erwerbung durch die Luxemburger zu Böhmen gehörte. Damit endete schlagartig die jahrhundertelange Übung, das Recht an der Quelle des deutschen Sachsenspiegels zu holen, und statt dessen erhielt man von nun an Rechtsbelehrung nach ausgesprochen römisch-rechtlichen Grundsätzen. Denn gerade am kaiserlichen Hofe in Wien und dem damit in Personalunion verbundenen königlichen Hofe Böhmens hatte sich das römische Recht damals schon vollkommen durchgesetzt, während es im Gebiet des Sachsenspiegelrechts, besonders in Magdeburg, wegen der stolzen deutsch-rechtlichen Tradition noch immer abgelehnt worden war.

Allerdings hatte es schon früher nicht an Versuchen gefehlt römisch-rechtliche Bestimmungen auch in der Oberlausitz zur Geltung zu bringen, wenn sie der einen oder anderen Prozeßpartei von Vorteil erschienen. Im allgemeinen aber wehrte man sich immer wieder mit Erfolg dagegen.

Der Übergang der höchsten Rechtsprechung von Magdeburg nach Prag und die damit verbundene Einführung römischen Rechts brachte tiefgreifende Wandlungen mit sich. Im Prozeßrecht wurde die lebensfrische Mündlichkeit durch die papierne Schriftlichkeit des Verfahrens ersetzt. An die Stelle freier Beweiswürdigung traten starre Beweisregeln.

Im Sachenrecht kannte man nach sächsischer Rechtsanschauung keine Möglichkeit, ländliche Grundstücke zu belasten, abgesehen von der Haftung für das unverzinsliche Erbegeld (Restkaufgeld in Raten), die nicht einmal vereinbart zu werden brauchte, sondern von Rechts wegen galt. Nun drang die römisch-rechtliche Hypothek ein, die eine Verpfändung der Höfe für Schulden jeder Art mit Zinsen möglich und üblich machte. Früher kaufte man die Höfe gegen Ratenzahlungen, die aus dem Ertrage geleistet wurden und in absehbarer Zeit zur Tilgung führten (Erbegeld), von nun an aber gelegentlich auch für eine Kapitalsumme, die verzinslich als Hypothek bestehen bleiben konnte.

Nach sächsischem Recht standen Bauern und Grundherren einander gleichberechtigt gegenüber. Seit Beginn der Neuzeit bildete sich nach der Vorstellung des römischen Sklavenrechts ein Untertänigkeitsverhältnis heraus, das bald bis zur Leibeigenschaft ausgestaltet und erst vor hundert Jahren wieder aufgehoben wurde.

Hatte das römische Recht anfänglich nur die Möglichkeit, langsam durch Entscheidungen der Gerichte einzudringen, so trat bald das Bestreben auf, dieses Recht auch durch landesherrliche Gesetze in Geltung zu bringen. Das führte dazu, daß in kurzer Zeit in den einzelnen Rechtsgebieten verschiedenste Rechtssysteme nebeneinander galten. Dieser Zustand wurde noch dadurch verschlimmert, daß die Oberlausitz 1635 während des Dreißigjährigen Krieges von Böhmen an Sachsen kam, womit die höchste Rechtsprechung vom Appellationsgericht in Prag auf dasjenige in Dresden überging.

Nun galten durcheinander Oberlausitzer Gewohnheit, deutsches Sachsenspiegelrecht, königlich böhmische Gesetze und kurfürstlich sächsische Mandate, daneben

aber auch Verordnungen der Oberlausitzer Landstände, die landesherrlich bestätigt worden waren, wie umgekehrt die Oberlausitzer Landstände bei landesherrlichen Gesetzen erst feststellen mußten, ob diese der Oberlausitzer Verfassung und Gewohnheit genehm seien und nicht im Widerspruch zu ihr stünden.

Im Strafrecht führte dies Durcheinander zum Beispiel dazu, daß 1768 ein Advokat aus Ramez in einer Gnadenschrift für eine Wittichenauer Brandstifterin erst durch gründliche Erörterung untersuchen und feststellen mußte, daß die *Constitutio Criminalis Carolina* oder *Peinliche Halsgerichtsordnung* Kaiser V. in der Oberlausitz nicht gelte, ebenso auch nicht ein kursächsisches Mandat über Bestrafung des Feueranlegens. Die Gnadenschrift, die wegen ihrer Gründlichkeit bald gedruckt und ein wertvoller Wegweiser im Labyrinth des Oberlausitzer Strafrechts wurde, kam zu folgendem Ergebnis: „Es bleibet aber doch ein fester Satz: daß man bey peinlichen Fällen in der Ober-Lausitz 1. auf die hergebrachten Gewohnheiten, 2. auf des Ortes und Provincial-Gesetze, 3. auf die ausdrücklich kund gemachten landesherrlichen Befehle und 4. auf das gemeine sächsische Recht zu sehen, sodann aber 5. erst auf die bloß im Nothfall und in subsidium zu gebrauchenden Verfügungen in der peinlichen Halsgerichts-Ordnung und von dar endlich 6. auf das römische Recht den Recurs zu nehmen habe.“

Im Zivilrecht galten von 1547 bzw. 1635 an bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts der *Sachsenspiegel* zum Beispiel noch in großen Teilen des Erbrechts, das römische Recht besonders im Schuldrecht und Hypothekenwesen, kanonisches Statut im Eherecht, königlich böhmisches Recht im Prozeßverfahren, kurfürstlich sächsisches Recht im Vormundschaftswesen, Gesinde-recht, Wechselrecht usw., dazwischen galten noch altes Oberlausitzer Gewohnheitsrecht und sogenannte *Amtsordnungen* der Oberlausitzer Stände.

Trotzdem gab es noch Rechtsfragen, die keine Regelung gefunden hatten. Zu ihrer Klärung ergingen sogenannte *Decisiones*, das sind sächsische landesherrliche Entscheidungen mit Gesetzeskraft. Wir finden darunter Fragen, die heut zum Teil wieder höchst aktuell sind oder Anfänge modernster Rechtsentwicklung zeigen, zum Beispiel: Ob ein Schuldner sich einer Erbschaft oder sonst seines Rechtes begeben möge? (Frage der Anfechtbarkeit wegen Gläubigerbenachteiligung.) Ob Großeltern ihrer Söhne oder Töchter unehe-liche Kinder zu ernähren verbunden? Ob die Ehescheidung wegen eines zwar gestandenen, gleichwohl aber nicht vollbrachten Ehebruches statt habe? Nur war dabei der Nachteil der, daß es streitig war, ob die sächsischen *Dezisionsmandate* in der Oberlausitz überhaupt Geltung hätten.

Es ist deshalb kein Wunder, daß 1800 ein zweibändiges Werk des Laubaner Stadt syndikus Meißner erscheinen mußte, das nur die „Literatur des Oberlausitzschen Rechts“ nachwies, insbesondere zu der Frage, welches Recht im Einzelfalle überhaupt anzuwenden sei.



W. Wolf: Brunnengruppe im Stadtpark Görlitz · Kunststein



Walter Wolf: Plastik in Holz



IV. Rhane: Madonnenteller, Fischer und Froschkönig



V. Rhane: Der Sündenfall

Dieser Zustand höchster Verwirrung wurde beendet in der preußischen Oberlausitz durch das allgemeine Landrecht Friedrichs des Großen, das dort 1819 eingeführt wurde, und durch das sächsische bürgerliche Gesetzbuch von 1863 in der sächsischen Oberlausitz.

In der preußischen Oberlausitz wurden ferner die Patrimonial- und Stadtgerichte aufgehoben. Alles Recht wurde in erster Instanz nur noch durch die Kreisgerichte gesprochen, deren Bezirke sich mit denen der Landkreise deckten. Ihnen war ein Appellationsgericht in Slogau übergeordnet.

1879 erhielt die Oberlausitz mit der Reichsjustizreform die heutige Gerichtsverfassung. 1900 trat das für das ganze Reich einheitliche bürgerliche Gesetzbuch in Kraft.

Heute befinden wir uns abermals mitten in einem gewaltigen Umbruch des Rechts und damit wieder an einer großen Wende der Rechtsentwicklung. „Dem deutschen Volke das deutsche Recht“ ist das Leitwort. Artfremdes Recht soll durch arteigenes Recht ersetzt werden.

Wir haben gesehen, wie das deutsche Recht vor 700 Jahren im deutschen Osten neues starkes Leben schaffen und erhalten half. Wir haben gesehen, wie mit seinem Verfall und dem Eindringen eines uns fremden Rechts die wohlgefügte ständische Geschlossenheit der Nation und damit ihre kraftvolle Einheit verfiel. Und diese geschichtlichen Erkenntnisse bestärken uns in der Überzeugung, daß gerade auch durch die gegenwärtige Neugestaltung, durch die Wiederherstellung des deutschen, uns artgemäßen Rechts unser Volk und Reich zu neuer Kraft und Größe gelangen werden.

Der große Brand (1525)

Von Erich Worts

Der Stadtschreiber Johannes Haf stürzte von seinem Haus in die Nacht. Es hatte ja doch keinen Sinn hier noch retten zu wollen. Die Kinder hatte die Amme in Sicherheit gebracht. Alles andere mußte man dem Willen eines Höheren überlassen. Ihn selbst forderte jetzt seine Stadt, aus deren Gassen eine Hiobsbotschaft nach der anderen gekommen war. Mit unheimlicher Gewalt schien sich der Brand fortzupflanzen, alles verzehrend, was sich ihm in den Weg stellte. „Reißt die Schindelbedeckung ab“, schrie er noch zurück, dann rannte er durch stiebende Funken mit brennendem Gesicht die Petersgasse hinauf zum Kirchberg.

Überall standen entsetzte Menschen vor ihren Häusern, als könnten sie mit ihren schreckhaft aufgerissenen Augen das Feuer von ihrem Hab und Gut bannen. Der Stadtschreiber eilte an ihnen vorüber, rief ihnen warnende Worte zu: „Die Trockenheit, die furchtbare Trockenheit, sie wird uns alles vernichten.“

An der Ecke zur Nikolaigasse kam ihm ein Trupp Tuchmacher entgegen. Er erbleichte. Er erkannte in der düster erhellten Nacht Gesichter, in denen der Aufruhr loderte. Nicht Furcht war es, die ihn erbleichen machte (der Stadtschreiber, dämonisch in seinem Machtwillen, hatte nie gewußt was Furcht war), die Wut riß alles Blut aus seinem Herzen, weil da noch Kerle herum-liefen, die jetzt nicht nur die Not der Stadt sahen, sondern aus der allgemeinen Verwirrung noch Vorteile für ihre seit Monden verfolgten umstürzlerischen Pläne erhofften. Als die Tuchmacher ihn bemerkten, gellte ein Lachen in die Nacht. Schon lange hatten die Angehörigen der emporgeblühten Tuchmacherinnung die Achtung vor dem Räte verloren. In ihrem neuen Reichtum dünkten sie sich den alten Geschlechtern ebenbürtig. Neid gegen sie, die allein im Räte sitzen durften, allein im eigenen Brauhaus ihr Bier brauen durften, fraß in ihnen und ließ sie auf Umsturz sinnen. Immer wieder hatten die Ratsmitglieder am Sonntag in ihren Kirchenstühlen Schmähschriften gefunden. Wie, wenn die Unruhe dieser Nacht letzte Ordnung über den Haufen warf? Der Stadtschreiber ballte die Fäuste und wollte, hochmütig ins Leere blickend, vorbeischießen. Mochte Gott die Feinde der Ordnung in ihre Schranken weisen. Für ihn galt es jetzt nur das eine, in seiner lieben Stadt zu retten, was zu retten war.

Die Tuchmacher aber verstellten ihm den Weg. Höhnisch lachten Stimmen: „Ei, Herr Haf, wie wär's denn? Heute nacht könnte wohl ein hoher und sehr edler Rat gar wohl die Hilfe von ein paar unedlen Handwerkern gebrauchen?“

Einer, ein stämmiger, rothaariger Geselle, grinste: „Wo wollt ihr denn hin, Herr Stadtschreiber? Laßt das Feuer nur ruhig gehen! Es ist schon auf dem rechten Wege. Die Herren vom Rat haben eine warme Stube heut nacht.“

Da gellte ein Ruf:

„Das Feuer läuft die Webergasse, die Reißgasse hinab! Rette, wer retten kann!“

Im Augenblick stand Johannes Hafz allein.

Die Tuchmacher waren davongestürzt, ihren so plötzlich ebenfalls bedrohten Häusern zuweilend. Vergessen hatten sie den eben noch Bedrohten.

Der faßte sich an die Stirn. War denn diese Nacht ein Spuk? Zwei Gefühle kämpften beim Weiterreisen in ihm, hämische Freude über das Unglück, das wider Erwarten auch über die Verhassten hereingebrochen und tiefes Entsetzen über den Verlust, den die Stadt auch damit betroffen.

Als er auf dem Kirchberg stand, traten dem harten Manne zornige Tränen in die Augen. Ein Feuermeer war die Nacht. Rote Wogen wälzten sich von der Petersgasse bis hin zur Reißze. Und auf den Wogen rollten die Sturmglocken dahin.

Jetzt brandete das düstere Meer schon um den Reißturm. Sierige Wellen leckten nach der hölzernen Brücke.

Der einsame Mann auf dem Kirchberg stieß einen Wutschrei in die Nacht. War das das Ende all seiner Liebe, all seiner Mühe um diese Stadt? Hatte er auf all den weiten Reisen, die er bei Schnee und Regen für ihren Wohlstand unternommen, darum seine Lebenskraft geopfert, um nun alles in Asche zerfallen zu sehen?

Aus den vom Feuer nicht ergriffenen Gassen sah er überall Bürger zu Hilfe eilen. Er sah, wie man die Schindelbedeckung am Rande des Feuermeeres liegender Häuser abriß. Aber er wußte, Gott mußte helfen, sollte alles gelingen. Und Gott, der alte Gott der Ordnung und Zucht, war erzürnt über all diesen Aufruhr, der im Volke umging, das keine Ehrfurcht mehr kannte vor ewigen Gesetzen, seit dieser Augustinermönch jeder Zuchtlosigkeit Vorschub getan.

Je länger der Stadtschreiber auf das Feuer starrte, um so mehr wuchs in ihm das Wissen: Dieser Brand war mehr als ein Brand. Dieser Brand war ein loderndes Zeichen für die Vernichtung einer alten Welt, die er in dunklen Stunden schon lange kommen gesehen.

Und je mehr dieses Wissen in ihm wuchs, eine um so müdere Kraftlosigkeit kroch wie eine gefährliche Spinne an sein Herz.

Er, der sonst ein unerbittlicher Kämpfer war, stand zusammengesunken und starrte wie in einem bösen Traum auf das wütende Flammenmeer.

Die Reißbrücke loderte jetzt schon auf. Nach dem jenseitigen Ufer stoben die Funken. Die Brüdergasse brannte, die Bäckergasse, immer riesiger ward das Verderben.

Johannes Hafz stand starr und stierte hinein in den Untergang.

In schauerlicher Einsamkeit wuchs er aus dem Fels wie eine letzte einsame Insel in einer zusammenbrechenden Welt. Ein wildes Janal hatte sie sich zu ihrem Sterben entzündet, und er, verlassen von allen, war dazu verurteilt, diesem Sterben sehend zuzuschauen, diesem Sterben, das das Sterben einer Zeit war. Dohnte es sich, die neue Zeit zu erleben? Eine tiefe Müdigkeit war in ihm. Immerhin, er hatte Kinder, und dieser Gedanke endlich riß ihn aus seiner Lähmung.

Wie im Traum noch, aber mit wieder fest werdendem Schritt eilte er zu der vom Feuer nicht ergriffenen Nikolaigasse hinab. Dort aber brach noch einmal all sein Schmerz über die gewaltige Zerrüttung der Zeit aus. Denn dort, im Scheine der düster rot erhellten Nacht, stand im Gespräch mit einem Unbekannten Franz Rotbart, der verhaßte Stadtpfarrer. Der Unbekannte nahm gerade Abschied, als der Stadtschreiber sich näherte. Er hörte noch die letzten Worte des Scheidenden: „Und Luther, sagt man bei uns, heiratet jetzt die Nonne Katharina von Bora.“

Das war das rechte Stichwort für Johannes Haß, all die Erregung, die sich in ihm angesammelt, zu entladen. Mit einem Wutschrei stürzte er sich auf den Pfarrer.

„Soll ich dir sagen, du Schuft, wer alles Unglück dieser Stadt auf dem Gewissen hat?“

Er keuchte. Die Hände zitterten.

„Ich will es dir sagen! Niemand anders als du und dein sauberer Herr, der Luther!“

Der Pfarrer stand schweigend. An Haß vorbei blickte er ins Leere, als erwarte er, daß aus Tiefen der Nacht ein anderer für ihn antworte.

Die Ruhe des anderen erregte den Stadtschreiber zu noch wilderer Wut. „Woher kommt denn all diese verruchte Uneinigkeit in deutschen Landen?“ schrie er dem Feinde entgegen. „Warum sind denn überall die Grundlagen von Zucht und Ordnung erschüttert? Warum beginnen denn die Bauern aufzubegehren? Und wer ist denn schuld daran, daß auch bei uns diese hergelaufenen Tuchmacher ihr Haupt immer frecher erheben und keine Ehrfurcht mehr kennen vor den alteingesessenen Geschlechtern?“

Die Stimme versagte ihm in der Erregung. Keuchend stand er dem Verhaßten gegenüber. Der Kampf zweier Welten ging von Blick zu Blick, aus dem Dunkel der Herzen wie ein gespenstischer Spuk hineingerißen in die düstere Helle der Brandnacht. Der Pfarrer sprach kein Wort. Aber Johannes Haß ertrug nicht die Stille. Mit heiserer Stimme stöhnte er weiter: „Weil ihr so gepredigt, wie es dem gemeinen Mann gefällt. Weil ihr jedem Lumpen die Freiheit predigt! Weil ihr das Gesetz, weil ihr Gott nicht kennt!“

Triumphierend wuchs der Stadtschreiber vor seinem Feinde in die Nacht. Der aber sprach jetzt, indes er Haß ruhig ansah, die ersten und letzten Worte dieser nächtlichen Stunde: „Was die Freiheit anbelangt, Herr Haß, so scheint

es mir, daß ihr vor vier Jahren, als die Pest von Böhmen kam, besser von ihr Gebrauch gemacht habt als mancher andere, der damals von dem Gesetze der Gebundenheit an den Nächsten wußte.“

Der Stadtschreiber zuckte zusammen. Dann schlugen die Fäuste dem anderen ins Gesicht.

„Rebell“, stöhnte er, „eitler Prahler! Ich will dich lehren, gegen den Rat der Stadt zu hetzen!“

Und rasender geworden durch die eigene Unsicherheit, durch die Erinnerung an jene unglückselige Zeit, da er zum ersten und letzten Male in seinem Leben seine Stadt im Stich gelassen, während der von ihm Angegriffene auf seinem Posten geblieben war, rasender geworden auch durch den Schmerz über den Zusammensturz seiner Welt, der ihn jetzt noch einmal mit voller Gewalt und vollem Bewußtsein überfiel, wollte er sich in verbissenem Vernichtungswillen auf den Pfarrer stürzen.

Im selben Augenblick aber warf sich, wie aus dem Dunkel der Nacht herausgestoßen, ein Knabe, der wohl aus dem brennenden Vaterhause vertrieben, von fernher dem erbitterten Streit zugeschaut, schützend vor den Angegriffenen, und sein blasses, übermüdetes Gesicht baunte zornig den Wütenden.

Der prallte zurück. Aus mythischer Größe sank er zusammen. Was war denn? Irrte er sich denn nicht? Ein Kind schon wandte sich gegen ihn? Ein Kind schon war im Bunde mit diesem Ketzer? So weit hatte er mit seinen lutherischen Scharteken, mit seinem keizerischen Geschwätz die Stadt verzaubert?

Johannes Haß ließ die Arme müde sinken. Das Gesicht des Fünfzigjährigen versiel wie das eines kranken Greises. Alle Kraft fiel von ihm ab. Mit einer tiefsten Verständnislosigkeit ausdrückenden Verwunderung starrte er auf den Knaben. Dann wandte er sich müde hinweg. Wie in letzter Einsamkeit schritt er hinein in die brennende Nacht, bereit zu helfen, wo er konnte. Aber er glaubte in dieser Stunde nicht mehr an den Sinn einer Hilfe. Denn dieser Brand erschien ihm von Stund' an als das Strafgericht Gottes über eine Welt, die sich frevelnd von ihm gewandt.

Arbeit singen die Maschinen . . .

Arbeit singen die Maschinen,
Arbeit schwingt in jedem Rad.
Arbeit ist das ew'ge Dienen,
Arbeit ist die ew'ge Tat.

Arbeit will sich Rechte schaffen!
Arbeit sei des Volkes Schwur.
Arbeit wirkt wie schärfste Waffen,
Arbeit hilft aus Nöten nur.

Arbeit will die Erde zwingen!
Arbeit ist des Tags Gebot.
Arbeit will die Freiheit bringen.
Arbeit bringt das tägliche Brot.

Arbeit singen harte Hände,
Arbeit singt das müde Hirn.
Arbeit spricht von heil'ger Wende:
Einigkeit mit Faust und Stirn.

Arbeit singen die Maschinen,
Arbeit schwingt in jedem Rad.
Arbeit ist das ew'ge Dienen,
Arbeit ist die ew'ge Tat.

Wladimir T e c o f f a, Görlitz.

Die Lauen

Von Eberhard Marschall

Was sollen uns die Lauen,
Sie kennen nicht die Luft,
Mit der das wilde Streiten
Uns füllt die junge Brust.

Die Lauen mögen klagen
Um ihr vergänglich Gut.
Wir Jungen aber stürmen
Und opfern unser Blut!

Die Lauen mögen bleiben
Wo sie geboren sind,
Dieweil wir Jungen treiben
Durch Wetter, Sturm und Wind.

Was scheren uns die Lauen,
Laßt sie die Lauen sein.
Wir woll'n das Glück erringen
Und freie Menschen sein!

Es fliegen uns're Fahnen
Im jungen Morgenrot.
Wir stürmen auf den Bahnen
Der Freiheit in den Tod!

Fahne

Von Erich Tesmer

Morgenrotglühende Fahne,
Siegesperheißendes Licht:
Wege zum Gipfel uns bahne,
Breche im Sturme, was bricht!

Blut und Feuer dir gleichen,
Leidenschaftglühend durchloht;
Freiheit verkündendes Zeichen
Leuchtend im flammenden Rot.

Sturmeserprobt und zerschliffen
Gehst du voran in der Schlacht.
Leuchtenden Auges wir grüßen
Fahne dich, Licht in der Nacht!

Soldat hinterm Pflug

Von Hanns Kappler

Der sieben Jahre währende Krieg war zu Ende. Die Arbeit des Friedens und des Aufbaues begann. Friedrich der Große hatte zuvor noch einige Kriegsauszeichnungen zu vergeben, die seit langem auf den Listen standen, doch zu deren Verleihung der Drang der Tage bisher keine Zeit gelassen. Ganz zuletzt war zweier Soldaten zu gedenken, die sich in einer Schlacht auszeichneten und von denen der eine Korporal, der andere Gemeiner war. Der König ließ zuerst den Gemeinen zu sich kommen. Auf dem Tisch, der inmitten des Raumes stand, lagen ein Stern und daneben ein Beutel voll goldener Friedrichsdor.

„Wähle Er für Seine Verdienste: den Stern oder das Gold?“

Der Musketier, den man in der Kompanie als einen Streber kannte, deutete sofort auf den Orden.

„Ich bitte Majestät um den Stern!“

„Gut. Er soll ihn haben. Nun sage Er mir aber: ist Er so reich, daß Er dieses Goldes nicht bedarf?“

„Den Stern, Majestät“, antwortete der Mann ohne Besinnen, „kann ich nur von Euch bekommen, das Geld mir aber auch bei anderen Leuten verdienen.“

Der König war sich anscheinend nicht schlüssig, ob er an dieser Antwort Gefallen finden konnte oder nicht.

„Ich will sehen, ob ich Ihn zu solchen Leuten bringen kann. Melde Er sich morgen wieder bei mir!“

Der Musketier nahm stolz den Stern und ging. Auf der Treppe begegnete er seinem Korporal, der ebenfalls zum Könige befohlen war.

„Da sieht Er, Korporal: das bekam ich heute! Und morgen werde ich mir beim König das Leutnantpatent holen.“

Der Korporal lächelte und schritt weiter. Bald stand auch er vor Friedrich dem Großen.

„Er hat sich tapfer geschlagen. Wähle Er sich sein Verdienst: diesen Orden oder diesen Beutel?“

Der Korporal warf nur einen flüchtigen Blick auf den Tisch, dann faßten seine Augen mutig das stählerne Blau der königlichen Augensterne.

„Majestät, ich kämpfte um die Heimat, nicht um Orden oder Gold!“ Friedrich der Große stützte.

„Was meint Er damit?“

„Wenn meine Pflichterfüllung eines Lohnes wert ist“, fuhr der Korporal fort, „dann müßte dieser Lohn aus Heimat Erde bestehen; denn um heimatische Erde stand ich unter Euren ruhmreichen Fahnen!“

„Versteh ich Ihn recht: Er wünscht ein Stück Land von mir?“

„Ja, Majestät.“

Sinnend schritt der König auf und ab. Dann blieb er erneut neben dem Korporal stehen und warf einen scharfen Blick über seine Schulter zu ihm hin.

„Er ist schlau, Korporal! Er weiß, daß Land mehr Wert besitzt als ein Orden oder ein Beutel Goldes.“

„Ich habe mir schon ein Stück ausgesucht, das gerade für mich recht ist“, sprach der Korporal unbekümmert und legte einen Plan auf den Tisch.

„Er ist tüchtig“, bemerkte der König nicht ohne Arger, er warf auch keinen Blick auf das Papier. „Seh' Er, Er soll sein Land haben!“

„Ich danke von Herzen, Majestät!“

Lange, nachdem der Korporal das Zimmer verlassen hatte, stand der König, den Kopf geneigt, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und sann über die beiden Auszeichnungen dieses Tages nach. Es bohrte in dem Könige ein Gefühl, enttäuscht und nicht von den Antworten der Musketiere befriedigt zu sein. Auch ein Vergleich zwischen diesen beiden Männern drängte sich ihm zwingend auf. Spät erst entsann sich der König des Papiers auf dem Tisch. Friedrich der Große nahm den Plan, trat ans Fenster und — ein Lächeln glitt plötzlich über sein scharfzügiges Gesicht. Blitzschnell kam ihm die Erleuchtung; und der Entschluß, was in der Folge zu tun sei, ward ihm im gleichen Augenblick.

Der Plan des Korporals wies — das Oderbruch auf! Dort, wo das Moor noch nicht urbar gemacht worden war, hatte sich der Korporal sein Land ausgesucht. Das Land, um das er unter seinem Könige kämpfte, und das er sich nun ein zweites Mal durch harte Arbeit erringen wollte.

„Ein wackerer Bursche!“ murmelte der König glücklich. „Soldat im Krieg — Soldat im Frieden. Held unter der Fahne — Kämpfer hinter dem Pfluge! So wünsch' ich mir meine Leute!“

Am nächsten Tage erschien der mit einem blinkenden Stern vom König ausgezeichnete Musketier. Das Leutnantspatent glaubte dieser Mann schon in der Tasche zu haben.

„Ah — ich entsinne mich“, begann Friedrich der Große. „Ich versprach Ihn einen Posten, durch den Er auch zu Dukaten komme. Er hat wacker unter Seinem Korporal gedient. Es wird Ihn freuen, daß Er auch in Zukunft — unter diesem Korporal stehen soll. Hier — bringe Er dem Korporal diese Urkunde, diesen Stern und diesen Beutel voll Friedrichsdor.“

„Majestät — und — ich —?“ stammelte der Musketier.

„Er soll fortan als Diener und Knecht unter Seinem Korporal stehen, und für Seine Arbeit wird Er jene Dukaten erhalten, die Er sich bei — anderen Leuten besser zu verdienen glaubte als bei Seinem Könige!“

Betroffen ging der Musketier davon.

Friedrich der Große aber stand am Fenster. Sein Blick verlor sich in die Weite des Sommertages und sein Herz erfüllte ganz das sichere Gefühl, wieder einmal das Rechte, das Richtige getan zu haben — — —.

Leben

Einst ging unser Pfad durch Frühlingsauen.
Bunte Blumen säumten seine Bahn.
Wie im Spiel, mit fröhlichem Vertrauen,
Leichten Schrittes stiegen wir bergan.

Klüfte wurden lachend übersprungen.
Hindernisse hielten uns nicht auf.
Wir, die Frohgemuten, Tapfern, Jungen,
Stürmten stolz voran im Siegeslauf.

Angelangt auf hohem Bergesgipfel,
Lag auf uns die Sonne mittagschwer.
Aus dem grünen Wogenmeer der Wipfel
Weht' ein banges Seufzen zu uns her.

Und schon spürten wir im Weiterschreiten,
Unerbittlich senkt sich jetzt der Steg:
Jeder Schritt ist nun ein Abwärtsgleiten.
Todeschatten lauern um den Weg.

Blatz verdämmern uns're lichten Träume.
Längst verklungen ist der Jugend Gruß.
Herbststurm rüttelt wegentlang die Bäume,
Welkes Laub umraschelt unsern Fuß.

Bald schon werden erste Flocken fallen
Kühl uns ins erhob'ne Angesicht.
Aber über ihrem weißen Wallen
Ahnen wir ein wunderbares Licht.

Eröstend leuchten tausend gold'ne Sterne
Weihnachtlich ob kaltem Flockenspiel.
Und in hoher, heil'ger Himmelsferne
Winkt das unbekannte, letzte Ziel.

Sertrud Weymar-Hey.

Das zweite Ich

Von Paul Mandel-Sörlitz

Fast jeden Nachmittag steigt er auf den Hügel, setzt sich auf die Stufen der Kapelle und starrt auf die Eisenbahnlinie, die wie ein scharfes Messer die Landschaft in zwei Teile schneidet. Und jedesmal, wenn die Luft vom Rollen des nahenden Eisenbahnzuges erzittert, löst sich aus dem Körper des Mannes dessen zweites Ich, schmückt sich mit roten Mohnblüten, schwingt sich jauchzend auf einen Sonnenstrahl und reitet, heidi, dem rollenden Zuge nach.

Reitet irgendwohin. Lauscht dem brandenden Pulsschlag des Meeres oder hält lustige Zwiesprache mit den steinernen Riesen der Berge. Entfernungen gibt es für das zweite Ich nicht. Wenn es soeben noch den würzigen Duft der deutschen Wälder trinkt, so rüttelt es im nächsten Augenblick an den Pyramiden, vergangene Jahrtausende erweckend. Oder es badet sich im ewig blauen Himmel Athens. Manchmal schwingt es sich hoch in die Lüfte. So hoch, wie kein Mensch zu fliegen vermag. Dann tastet es nach dem Herzschlag der Welt, um ihn zu ergründen.

Der einsame Mann an der Kapelle aber wartet geduldig. Er lächelt. Er weiß, daß ihm sein zweites Ich bunte Blumen, Sterne und blauen Himmel mitbringt. Damit schmückt er sein Heim. Dann ist er nicht mehr einsam. Dann läßt das Saitenspiel des Göttlichen jubelnde Akkorde in seiner Seele erklingen.

Die Menschen nennen den Mann einen Sonderling. Was wissen sie von ihm? Nichts. Sie kennen ja nur seine ausgemergelte Gestalt, seinen schäbigen Anzug. Seine lichtfrohe Seele aber kennt niemand. Nur er selbst. Früher, als seine Sehnsucht in die Weite, in das Unbekannte noch Erfüllung werden konnte, griff er lachend in die Speichen des Lebens. Die enttäuschungsreiche Zeit aber formte aus sieggewissem, lebensbejahendem Lachen jenes Lächeln, das Ausdruck einer abgeklärten Seele ist.

Der einsame Mann weiß, daß ihm die Schönheiten der Erde nun verschlossen sind. Trotzdem ist er glücklich, weil sein zweites Ich, seine Seele, den Zaubergarten seiner Sehnsucht mit neuen Blümenträumen verschönt.

Eines Tages kommt sein zweites Ich nicht wieder. Es hat sich vielleicht zu weit fortgewagt und badet sich irgendwo in der Tropenglut der Sonne; dort, wo winzige Vögel gleich buntleuchtenden Edelsteinen Orchideenblüten umschwirren, wo des Lebens Urquell sich in millionenfacher Gestalt offenbart, wo schöpferische Titanengewalt des ewigen Werdens und Vergehens ein ungehemmtes Jurioso anstimmt.

Aus Glockenblumen klingt zartes Geläut. Der Mann lächelt seinem zweiten Ich glücklich zu: Bleibe dort, ich komme . . .

Er lächelt noch immer, als ihn am anderen Morgen Männer mit gleichgültiger Miene auf einen Wagen legen . . .

Eine reiche Seele aber schwingt in den Rhythmus des Allwerdens zurück. Und alle Jahre wird Blüten Schnee auf ein einsames Grab fallen.

Vom Schlesiſchen Wein!

Von Erich Janke-Görlitz

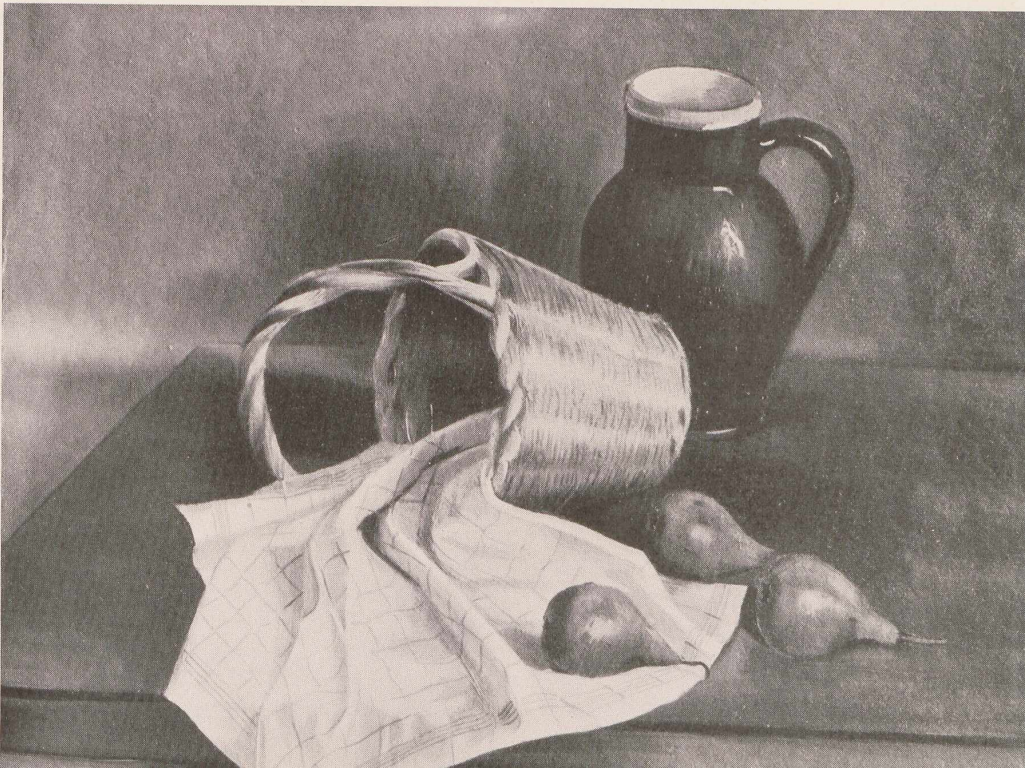
Seß Bruderherz, Dich her zu mir mit Deiner Stirn voll Sorgen,
Sie nehmen reichlich Freiquartier vom Abend bis zum Morgen.
Laß Sorgen heute Sorgen sein, pfeif auf des Tages Ärger,
Wir ſchenken uns ein Gläschen ein vom beſten Grüneberger.
Sieh, Bruderherz, den Vollmondschein in unſerm trauten Zimmer,
Wie goldig färbt er doch den Wein, iſt Truggold auch ſein Schimmer.
Ergreif' das Glas und ſtoße an mit mir auf Schleſiens Neben
Und ſchau mir feſt ins Auge dann: Die Heimat, ſie ſoll leben!
Glaub, Bruderherz, es mir aufs Wort, was ich Dir werd' verkünden,
Du wirſt an keinem andern Ort ſolch prächtig Weinchen finden.
Was man auch in der Welt erzählt: „Der Wein ſei nicht zu trinken,
Der Teufel ſelber, durſtgequält, tät' aus der Höll' abwinken!“
Nun, Bruderherz, es kann ja ſein, daß dann und wann nun eben
So unter unſerm Schleſierwein ein Säuerchen mög' geben.
Doch daß er ſcharf wie Eſſig iſt und in den derbſten Magen
Gleich Vöcher wie 'nen Taler frißt, kann nur ein Fremder ſagen!
Lieb Bruderherz, nun ſing ein Lied, eins, das ſchon lang' verklungen,
Das wir, von Lebensluſt durchglüht, geſungen einſt, geſungen.
Die Laute nimm' ich von der Wand, will leiſe Dich begleiten,
So wollen wir ins Jugendland zuſammen heimwärts ſchreiten.
Und Bruderherz, geb acht, geb acht auf unſrer Heimwärtsreiſe,
Wie's um uns wiſpert, lockt und lacht, bald ſtürmiſch und bald leiſe.
Glaub nicht, es ſpielt's der Mond herein, der bleiche Hexenmeiſter,
Nein, Bruderherz, das ſind allein des Weines gute Geiſter.



Arno Henschel: Feldblumen



Arno Henschel: Stilleben
Korb mit Birnen
(Kaiser-Friedrich-Museum, Görlitz)





Arno Henschel: Flötespielender Knabe

Wu fee Kläger is, is o fee Richter

(Noach aner woahren Begabehheit)

's muchte su im a fimfe noamitt'gs sein, wie de der Förschterpauer und a troat aus 'm Rühstoa. A klinkte de Tiere zu, wie sichs gehiert, und lenkert; mit am vergniegten Schmunzeln uf 'm Gesichte über a Hof nieber. A hutt' noa senner Meinung o oallen Grund, vergniegt zu sein. Woar a doch oar dam heut'gen Tage endlich mit sich ei's reene gekumm'n, doasß a und wullt' de Rutschecken ausstellen uf dar Tierschau, die de ei Reichenbach, eim Juni gleb'ch, sein sullt. Leicht woar am nie gewurn, dar doichte Entschluß, doas kinn't 'r mer schunt gleeben. Ne, Gott behüte. Wenn eener und hoat, wie inse Förschterpauer, ock lauter Staatsvieh ei sen'n Stoaalle stiehn, do is woahrhoastig keene Kleenigkeit nich, uf emol und su ganz plietzplatz vu 24 Stück Simmentoalern nu groade de zwee schinsten auszusuchen. Nu aber woarsch su weit, und Förschtersch Johann woar mit sich zufrieden. War wiels 'm do verdenken, doasß a sich uf die Oanstrengung hie amoal woas oatun wullte. Gewieß kee Mensch wull nich, und ich schunt glei goar nie. A noahm de Miße drum vum Hoaken, zug sich de Joppe ieber de gestrickte Jacke und schapperte raicht stillvergniegt zum Hofe naus, eim Durse nunder und immer uf a Kratschen zu, im seinen guden Freinden, wie 'm Schaferpauer, 'm Runkupps Heinrich und Laubnersch Gottfrieden de gruße Neugikeet glei briedhoarm zu derzählen. A freit' sich schunt eim stillen uf die Gesichter, die die drei derzunde machen würden, und lät' sich ei sen'n Geiste ane Pobriäde zurecht uf de Simmentoaler Koasse eim allgemeenen und seine Rutschecken eim besundern. Denn ei der Viehzucht, doas wußt a ganz genau, kunnt' keener mit 'm kunkurrieren. Doas stunt nu emoal feste. Doch sieh'ch, 's koam andersch, wie a sich's geducht. Nämlich wie a und troat eim Kratschen ei de Stube, woar vu da Freinden o kee eenzger do. Ock groade der ahle, tobe Friedrichs Johnsel, woas de der Kratschmern ihr Pflegevoater woar, fletschte wie immer uf der Ufenbanke und rochte sen'n stink'gen Knoaster. Und naberm Schenksiems Joasß der Wiesner Paul bei am Quartierdel Weizenkurn. Na, fer gewöhnlich ästhemierte inse Johann nu a Wiesner Paul nie ern besundersch. Denn irschtens woar a ock a kleener Häusler und kee Bauer, und zweetens hoat a moanchmoal a siehr biefes Maul. Heut aber, wu's 'm Förschterpauer oa Gesellschoaft fahlte, do lieh' a amol fimfe groade sein und sozt sich zu 'm oa a Tiesch. De Kratschmern, die de sei Deputat schun kannte, brucht 'm a Seidel und an' Pfaffermünze. Johann verhoas'te irscht a Schnoaps, noahm druf an ticht'gen Schluck vum Voagerbier, troigt sich a Schnurrboart mit der imgedriähnten Hand und fing dann an Dischkurn mit Wiesner Paule oa.

„Du, wees't de's schunt?“ froit a sei Segenüber.

„Nee, woas denn, hä?“

„Jeh stell de Rutzscheckten aus ei Reichenbach.“

„Su?“ meente Paul, „ich dächt', ju woas Apoarts wärn die nu groade nich.“

„Woas!“ fuhr doa Johann uf, „kennst du se ieberhaupt?“

„An guttwill. Ich soah se neulich irschte uf 'm Avernacker giehn.“

„Doa hättst de ock de Ogen besser ufgekneppt. Rein zweites Paar gibts auf der ganzen Welt nicht mehr, hoat mer der Weikertfleescher neulich irscht gesoit.“

„Do hoat 'r dich gut belogen.“

„s is, wie ich soi“, schrieg jitzt der Förschterpauer und hieb derbeinde uf a Tiesch uf, doafz de de Glasel uf der Ploatte danzten und de Kratschmern, die eim Schenkjiems groad an'n kleenen Nickrich machte, vor Schreck huch ei de Siehe flug und doderbeind' an Soal austiefz, als wärsche ei an Durn getraten. „Wie ich dersch soi, ju is, ju bleibt's, und doomit Punktum. Basta Sela!“

„Na, mir koans ja raicht sein“, meent der Wiesner Paul siehr ruhig.

„Doas dächt 'ch wull o, und iebri gens, woas huft denn du fer an Verfschtiehste-mich vu Rindviehzucht, wu de und huft kee einz'ges Sticke Bieh eim Stoa l le stiehn?“

„Is meine Ziege ern ke Biehh? Und iebri gens, ich hoa doch groade lang genug gedient ben'n Wied'mutpauer, um vu dar Biehzucht groad suviel ju verstiehn wie du, wenn nie no meher!“

„Na, sei dam, wie ihm wulle, ich stell de Rutgesheckten aus, und doomit basta sela! Poafz uf, ich krieg an'n Preis.“

„Ja, du verleichte, aber deine Rihe?“

„Doas Poar wird sicherlich prämiert. Doas mißt ja mit'm Teifel zugiehn, wens und 's würd' nisch draus!“

„Fer mir, men'n Sägen huft de. — Kratschmern, no a Fläschel!“

Und dodermitte schien der Soaden oabgerissen bei da beeden. Jedoch, es schien ock ju. Denn 's dauert keene Ewigkeet, do fing der Wiesner Paul uf emoal mit verschmitztem Lächeln oa: „Du, Förschterpauer, ich stell o woas aus.“

„Du?“ froite jerr, „woas wällst denn du ausstellen, hä?“ — Du huft ju goar kee Rindvieh nich. Willst de ern deine ahle Ziege ausstelln, hä? — Mit dar wirscht de durt keene Tuten uferwecken, Paul.“

„Nee“, meent der Wiesner Paul, „nee, ich stell ganz woas andersch aus.“

„Nu, woas denn do?“

„A Krokodil.“

„A Krokodil? Nu, soi mer ock, du bist wull vunst verrückt gewurn?“

„Woas ich der soi! — Du wirschts ju sahn.“

„Nu, 's wär schunt woas!“

„En'n Hoaken hoat die Sache freilich.“

„Woas denn?“

„Doas sein der nämlich herrl'che Luder, die Krokodile, die frassen nie ern oalls.“

„Woas du nie joist?“

„Se wulln ock egoal Oappelsinen frassen, und die möchten o no geschält sein, möchten se.“

Au wirts 'n Förschterpauer doch zu bunt. „Du willst mich wull veroalbern!“ prüllt a uf Wiesner Paulen nei, Springt vu sen'n Stuhl uf, langt ieber a Tiesch anieber und hebt 'm ane Watsche nei, doafz ock asu hagelt. Druf saßt a sich und nimmt an ticht'gen Schluck aus seinem Seidel, im dodermiez de Vuft, die ei ihm ufgestiegen is, brühsiedendheefz, a ming zu kiehlen. Der Wiesner Paul, dar de uf de Uttacke nie gefoast gewasen woar, macht a Gesicht, wie de Soans, wennis dunnert. A wischt a poarmoal ib'r a Backen ruf und nunder, uf dam sich no de Spuren vo Förschterpauers Soamengurken zeigen, nimmt uf dan Schreck an Schluck aus seinem Fläschel, stieht langsam uf, begt sich bedächtig iberesch Tieschbloatt nieber und heebt mit der verkiehrten Hand 'n Förschterpauer ei de Floappe, doafz dam glei 's Feuer aus a Oogen floigt. Ehb dar woas join koan, rekt 'm Wiesner Paul o schunt de Coatsche hie und meent treuherzig schmunzelnd zu sen'n Widerpoart: „Au sein mer quitt. Wie woahr? — Mir warn 's Gerichte nie irscht fett machen.“ — Und wie a soite, su geschoah's.

J. Bertram.

Vielleicht

Vielleicht bin ich ein gold'ner Stern,
Verankert in des Himmels Tiefe,
Und ist mir's nur, als ob ich fern
In einem Erdenwinkel schlief.

Und träumte dort des Lebens Noß
Und seinen wechselvollen Reigen;
Ich stürbe eines Menschen Tod
Und würde erderlöstes Schweigen.

Erwachend bin ich wieder Stern
Im Dämmer eines ew'gen Morgen;
Dem Himmel nah', der Erde fern,
Und ganz in Gottes Licht geborgen.

Eva Herzberg.

Der „Eremit“ mit Hindernissen

Theaterhumoreske von Gaston Demme

Wertvolle Bühnenkunst aufs Land zu tragen, ist gewiß ein verdienstvolles Werk, manchmal aber, wenigstens wenn es sich um Operaufführungen handelt, allerlei Hemmungen und Unzulänglichkeiten unterworfen. Als köstlich tragikomischer Beweis dafür diene ein Ereignis, das sich vor Jahren in Schlesien abgespielt hat.

Der „Freischütz“, Webers deutscheste, volkstümlichste Oper, sollte den Bewohnern einer größeren Landgemeinde nahegebracht werden. Ort der Tat: der Kretscham (Dorfcafé) mit einer auf Latten errichteten Bühne, deren Hinterwand mit einer „herrlichen“ Wald- und Gebirgslandschaft bemalt war. Für die „Wolfschlucht“ wurden einige praktikable Felsstücke im Omnibus mitgeführt, eine „einfache Stube“ für das Innere des Försterhauses war auch vorhanden, also los, Hals- und Beinbrüchel!

Um Personal zu sparen, tauchte der Schützenkönig „Rilian“ des ersten Aufzugs im letzten, vollbartgeschmückt, als „Fürst Ottokar“ wieder auf — merkt kein Mensch im Publikum —, und der Darsteller des Bösewichts „Raspar“ erklärte sich in liebenswürdiger Weise bereit, wenn er zwei Mark mehr bekäme, nach kraftvoller Entrümpelung seiner schwarzen Seele als gütiger „Eremit“ dem freveln Spiele den versöhnenden Abschluß zu geben. Das war zu machen: 84 Takte Zeit zwischen Ottokars „Fort, stürzt das Scheusal in die Wolfschlucht!“ und den Auftrittsworten des Eremiten: „Wer legt auf ihn so strengen Bann?“ Rutte mit Leibschur und weißer Umhängbart in der Kulisse bereit, klappert prachtvoll, niemand erkennt den Satansbraten „Raspar“ wieder.

Aber, der Mensch denkt, der Theaterkobold lenkt. Seht Ihr sein hämisch-grinsendes Gesicht neben dem Souffleur im Kasten, wo er so gern hockt? — Vier kräftige Choristenhäuse packen das „Scheusal“ und schleppen es nach links ab, Richtung Wolfschlucht. Der Inspizient, noch als Samiel gekleidet, der beim raschen Umzug behilflich sein sollte, harret aber in der letzten Kulisse recht, wo auch Bart und Rutte liegen, denn von dorthier tritt der Eremit stets auf. Wer hatte auch an den auf die Rückwand gemalten Wald gedacht?

„Schnell, wo ist das Gelumpe?“ ruft der abgetragene Bassist und will in die Rutte schlüpfen. Allmächtiger, drüben auf der andern Seite! Rein Weg, kein Steg! Ein Gestikulieren, ein verzweifelter Winken und Zurufen — natürlich so flüsternd wie möglich, hebt an. 24 Takte schon vorbei! Halt! Unter dem Podium kann man zur Not durchkriechen. Daß alte Eimer, zerbrochene Stühle und leere Bierflaschen dort herumliegen, was machte es? Niemand sieht's, niemand hört's, ich tu's, denkt Raspar und tritt auf allen Bierden den Stationsweg an. Jetzt aber kichert der Theaterkobold hell auf vor Schadenfreude. Gerade als der schwer arbeitende Ritter vom „tiefen Doch“ mitten unter den weltbedeutenden Brettern angekommen ist, fliegt

hinten über die Bühne ein braunes Bündel. Der unselige Inspizient hatte sich zu einem Entschlusse durchgerungen. Seht's nicht anders, dann auf dem Luftwege! Und als Kaspar stöhnend und prustend hinten rechts neben dem Lattenpodium auftaucht, liegt des Eremiten fromme Gewandung, sorgsam mit der Leibschnur um den weißen Bart gebündelt, in der Kulisse links. Jetzt Samiel hilf! Not sprengt alle Bande! Ist's ein Spuk aus der Wolfschlucht? Der totgeglaubte Schurke „Kaspar“ rast plötzlich mit halb abgewandtem Gesicht und vorgehaltenem Arm im Hintergrund über die Bühne. Sechzig Takte sind sicher schon vertan — ein kurzes Gepolter, ein hastiges Stolpern — und wenige Atemzüge später erscheint, äußerlich würdevoll beherrscht, aber schweißbedeckt vor innerer Erregung, der greise Klausner und tremolirt, für Hellhörige recht merkbar, sein: „Wer legt auf ihn so strengen Bann? Ein Fehltritt, ist er solcher Bühnung wert?“ — —

Nerven-Generalprobe in Kostüm und Maske! O schicksalschwerer Theatrischer, wie wirfst du deine Jünger manchmal unter die Räder!



Vollendung

Ich liebe alles:	Ich liebe die Gräser,
Felder	Blüten
und Flur,	und Korn,
den Kranz der Wälder,	des silberentglühften
der Rehe Spur.	Mondes Horn.
Des Windes Flügel,	In mir ist die Welle,
der Wolke Hauch,	die meerwärts stößt,
die ärmsten Hügel,	die mühsame Helle,
der Hütten Rauch.	die nie sich erlöst.

Ich bin, was ich liebe,
ich wandle mich sehr,
ich wachse und sinke,
bin Ebene und Meer.
Aus Wurzel- und Quellgrund
ring' ich mich los
und treibe die Blüte
dem Tod in den Schoß.

Margarete Koch.

Mädels im Kriegsdienst

Von Guse v. Hoerner-Heinze

Der Doktor hat gesagt, ich sei urlaubsreif. Ich solle Urlaub einreichen und um eine Vertretung bitten. Als ich das Wort „Urlaub“ schreibe, zittert meine Hand. Ich muß eine kleine Pause machen. — Auch der Assistenzarzt (der Internist) und der Sanitätskadett dürfen Urlaubsgesuche einreichen.

Aber plötzlich geschehen lauter andere unangenehme Dinge: Briessperre. — Truppenverschiebung. — Und eines Abends Armeebefehl: Alle Urlaube gesperrt. — Am nächsten Tag kommt ein Brief von meiner Mutter, die so silberweiße Haare hat: „Wie unsagbar froh bin ich, daß Du endlich einmal auf Urlaub kommst — — —“

Da gehe ich zum Chef, zum Regimentsarzt, und bitte ihn um einen Schnaps . . . Offensive und Vordringen in Südtirol. Die Kämpfe um Asiago und Arsiere werden immer heftiger und siegreicher. Auch bei uns gärt es. Man will endlich einmal die Italiener aus den festen Stellungen am Rn und in dem Flitscher Becken hinaushaben . . .

Da ist man also wieder ganz drin im alten Dienst. Noch denken wir, daß man bis zum Abendbrot fertig sein wird. Aber da kommt das so wie eine Flut: Als wir gerade den sechsten verbinden und den letzten hereintragen lassen, steht der Zugführer da und meldet: „Zwanzig neue sind da!“ Als wir um elf Uhr abends die meisten erledigt haben, da schreit der Lorenz zur Türe herein, die Autos wären da und hätten fünfzig neue gebracht. Der Ober stottert: „Der Ding — der Lorenz ist wohl besoffen?“ — Aber ein paar Minuten später steht der Zugführer in der Türe, alle blicken ihn an, er meldet: „Fünfzig Zuwächse.“ Um drei Uhr nachts sagt der Ober, die Schlimmsten hätten wir nun so weit, die Leichten sollen schlafen und bis morgen warten. —

Er sagt noch: „Aber um sechs Uhr raus — morgen kann's noch böß hergehen!“ — Da merken wir erst, was das ist. Die großen Kaliber donnern ganz anders als sonst, und unsere Fensterscheiben klirren.

Wir müssen noch Instrumente reinigen und Verbandszeug vorbereiten, da ist Olla plötzlich neben uns, herrlich mit ihrem: „Geh! magst an' Schwarzen?“ (Kaffee). Und immer gerade zur rechten Zeit! Die neue Wirtschaftschwester heißt Else, ist ruhig, nicht mehr jung. Sie und Olla hatten an alle Verwundeten Kaffee, Tee, Butterbrote verteilt. Sind jetzt auch noch munter, warten mit dem gewärmten Mittag- und Abendessen auf uns. Wir sind ihnen sehr dankbar.

Ungefähr zwei Stunden Schlaf. Dann Klopfen. Nochmals Klopfen. Ja, was denn? Lorenz ist draußen und schreit: „Vierzig neue sind da!“ Das ist eine Hochflut von Transporten. Wie viele das sind, wissen wir nicht mehr. Einmal hören wir: 48 Zuwächse. Ein andermal: 70 Zuwächse. Einmal 32, einmal 25 — an ein Zählen ist nicht mehr zu denken. Immer, wenn der Zugführer in der

Türe steht und einen neuen Transport meldet, blickt man Sekundenlang hin, und so etwas wie ein leichtes Kreisen ist dann im Kopf und Herzklopfen wegen Verbandszeug.

Im Vorraum der Operationsbaracke, in der Apotheke, in den Gängen der Zweierbaracke, auf dem großen Platz vor den Baracken, zwischen den Baracken — überall stehen graue Feldtragen mit Verwundeten, die auf uns warten. Plötzlich sind Hilfsärzte da. Man blickt Sekundenlang auf, wieder ein Neuer da — Gott sei Dank, man liebt jeden einzelnen und alle zusammen . . .

Wir wissen kaum mehr, ob Tag oder Nacht, das Gefühl für Zeit und Stunde ist nicht mehr da. Nach dem ersten Tag sausen zwei der helfenden Ärzte in Autos wieder zurück, da sie nun von uns ihre Transporte bekommen, die so schnell wie möglich ins Hinterland weiter müssen. Und weiter geht das — fällt einer von uns um, heißt es: „Zwei Stunden schlafen, dann weiter.“ Einmal fängt der Oberding zu schwanken an, lehnt sich an die Wand, kommt wieder zu sich. Ein andermal steht der Feldkurat vor mir und sagt: „Schnell — Mund auf!“ Ich weiß von nichts, da gießt er mir einen Rognak in meinen Mund. Ich muß schrecklich lachen, wer neben mir steht, lacht Sekundenlang mit — was war denn los? — Der Feldkurat hatte gesehen, daß ich plötzlich weiß geworden war — ich hatte nichts gemerkt.

Weiter, weiter — Amputation und Trepanation. Wieder steht der Feldkurat vor mir, steckt mir ein großes Stück Schokolade in den Mund — Herrgott, tut das gut! Erst jetzt merke ich einen wütenden Hunger. Weiter, weiter, ich will Schokolade fressen — ich kaue, beiße, schlucke — ich instrumentiere dabei. Der Feldkurat bekommt einen langen Blick von mir — oh, er versteht, ich bitte alles ab, was ich jemals gegen die Geistlichkeit im Felde gesagt habe! Jetzt steht er neben Grete, jetzt kaut auch Grete tafelfeise Schokolade.

Einmal muß ich so wie Blitz an die Zeit unserer Ausbildung denken, als Grete immer halb ohnmächtig an der Wasserleitung saß — jetzt ist sie fest wie Eisen geworden und hat Ausdauer wie ein Pferd.

Manches geschieht einem wie im Traum: Daß jemand sagt: „Drei Stunden schlafen“, und daß man in Kleidern irgendwo liegt und geschüttelt wird, bis man ganz munter ist — daß Olla mit heißem Kaffee dasteht und einen Witz macht, weil man in Robis Bude auf seinem Bett liegt — daß einmal, am Tage, ein Schatten durch das sonnige Fenster fällt, so daß man Sekundenlang von den Instrumenten ausblickt — und sieht, da steht der nette Hauptmann von der Division und noch ein anderer, die blicken durchs Fenster und machen so ernste Gesichter — aber da liegt eine neue Granatverletzung auf dem Tisch, und der Lorenz will wissen, ob Tamponaden in den großen Korb kommen sollen?

Und manchmal blicke ich Sekundenlang auf und sehe die Gesichter der Rame-raden an. Grete sieht gut und still aus, und der Oberarzt hat ein ganz anderes, gestraffteres Gesicht, und Robi leuchtet von innen heraus, und die kleine gedrungene Gestalt von Lorenz ist nichts als Bewegung und Hilfs-

bereitschaft — und Hansi läßt fragen, ob ihre Leichten noch was helfen könnten. Sie paßt schon auf — und Anni ist manchmal so wie eine starke Flamme zu sehen — und Olla stellt Speise irgendwohin und flößt einem Kaffee durch einen Strohhalm ein.

Wie lange ist das schon her, daß die ersten 50 gemeldet wurden? 12 oder 14 Tage, wir wissen es nicht genau, man möchte gern mal wieder ohne Kleider schlafen, aber wir kommen Tag und Nacht nicht aus den Kleidern raus. — Macht nichts.

Nachts sind die Felsen mächtig und schwarz. Wenn wir den Weg zu unserem Wohnhaus hinuntergehen, ist nirgends ein Licht zu sehen, nur der Himmel liegt sternenhell zwischen den Felsen und über dem Tal. Der Isonzo klingt dann viel lauter als sonst durch die Nacht. Und allmählich merken wir, daß der Geschützdonner schwächer und schwächer wird. Dann hören die Nachtarbeiten auf. Dann kommen gar keine neuen Verwundeten mehr. Wer schlafen kann, der schläft: 15, 20 Stunden lang. Robi hat 30 Stunden hindurch fest geschlafen.

Am ersten stillen Tag sind wir etwas blöde und tun Dinge so wie im Schlaf: Ich stehe am Fenster vom Operationsraum, es ist warmer Sonnenschein — ich habe etwas in der Hand, stelle es in die Sonne, wie man einen Kopierrahmen hinstellt. Zufällig sehe ich auf und blicke in Gretes erstauntes Gesicht. Grete sagt leise: „Bist du verrückt?“ Da wache ich auf und erkenne, was ich da so hingelegt und aufgestellt und belichtet habe, wie eine Photographie — es ist meine kleine Taschenuhr. Später zeigt es sich bei Grete, daß auch sie mitten beim Verbandwechsel sekundenlang geschlafen hatte. Alles in uns entspannt sich jetzt, läßt nach.

Und dann ist der Abend da, an dem wir in der Messe sitzen. Der Husar kommt, steht sehr stramm und hat die Abfertigung in der Hand. Was ist es heut — ? — — drei Marschrouten für Urlauber sind da!

Der Assistenzarzt, der Kadett und ich — sonst fremde Menschen, wir sehen uns plötzlich an wie Geschwister.

Der Kadett ist schon reisefertig, fährt sofort mit dem Sanitätsauto los, hat einen roten Kopf und vergißt, sich vom Chefarzt zu verabschieden. Zu mir sagt der Chef: „Der Divisionshauptmann borgt Ihnen zwei Pferde und ich den Wagen, da können Sie morgen früh um sieben über den Mojsstrovkau nach Kronau fahren und von da mit der Bahn weiter.“

Ich kann nichts sagen, reiche ihm beide Hände hin — drehe um und gehe ans Packen. Grete hilft mir dabei, fragt etwas — ich kann gar nichts reden.

Die Erzählung „Mädels im Kriegsdienst“ wurde aus dem Kriegsbuch gleichen Titels (Verlag German A. Wichmann, München, Preis broschiert 5,20 RM.) mit gütiger Erlaubnis der Verfasserin entnommen.

Herbst

Nebel, Nebel, nichts als Nebel,
Feiner, feuchter Silberstaub.
Wasserlachen auf den Wegen,
Nasses Gras und modernd Laub.

Tannen tropfen, Fichten triefen,
Selbes Farnkraut stirbt am Bach,
Durch die Stämme, nur wie Schemen,
Grauer Hütten Schindeldach.

Und durch nebelnassen Bergwald
Schweren Flugs ein Häher zieht.
Krächzend kreischt er durch den Nebel
Seinem Wald ein Sterbelied.

Rudolf R o ch.

Mondnacht

Dem der Nacht strahlt hoch und weit.
Von der Sterne Goldgefunkel
weht herüber durch das Dunkel
Atem der Unendlichkeit.

Großer, kupferroter Mond
hebt sich aus dem Dunst der Wiesen.
Licht von fernen Paradiesen,
wo der Gott der Kinder wohnt,
streift vergoldend mein Gesicht.

Und ich taste um die Sterne,
daß ich's wieder glaub und lerne,
was der Mund des Himmels spricht.

Ewald S w a r s.

Verschiedenes · Schrifttum

Die Kunstausstellungsleitung Schlesiens e. V. in der Reichskammer der bildenden Künste veranstaltet vom 3. bis 27. November in der Kunsthalle am Christophoriplatz eine Ausstellung von Gemälden und Plastiken unter dem Titel: „Der schlesische Mensch und die schlesische Landschaft“. Der Besuch dieser hochwertigen Sonderchau ist außerordentlich lohnend.

Rückblick auf die „Schlesische Kunstausstellung“

Die zweite Jahresausstellung in der Poelzighalle ist geschlossen. Vielen Tausenden gab sie Wegzebrung, Anregung und innere Bereicherung.

Nach Dürer hat der Künstler die Aufgabe, die Kunst einzufangen, die um die Dinge des grauen Alltags webt und schwebt. „Der hat die Kunst, der es versteht, sie aus der Natur herauszureißen“. Wer verstand noch diese Worte? Man tat ja das Gegenteil, man lehnte die Natur als Lehrmeisterin und Anregerin verächtlich ab, man verlachte die „Naturschwärmer“.

Sehen wir uns die letzten Ausstellungen, nicht nur in Schlesien, sondern auch im Reich an, so dürfen wir doch mit Befriedigung feststellen, daß es vorwärts, aufwärts geht. Allerdings dürfen wir auch nicht jene Versuche übersehen, die immer wieder auftauchen, die die entartete Kunst wieder hochkommen lassen möchten. Noch ist's nicht an der Zeit, diese Periode als überwunden anzusehen. Wer die Ausstellung in der Poelzighalle von diesem Standpunkte betrachtete, der wird eine gewisse Vielseitigkeit feststellt haben. Verbes neben Jartem. Leuchtendes neben Grau in Grau. Es war erfreulich festzustellen, daß auch die Kritik ihr Augenmerk jetzt auf ganz andere Momente legte. Man suchte nach Qualitäten und achtete nicht ausschließlich auf die Auf-

fallenden, wie es früher mitunter geschah, man verweilte vor einzelnen Bildern, man ging mehrmals hin, verliebte sich und — kaufte. Ein bekannter Professor sagte einmal: „Das sind die besten Bilder, die verkauft werden.“ Das ist selbstredend sehr relativ, aber für den Künstler bedeutet es den erhofften Erfolg. Leider zeigt sich hier noch zu sehr, wie arm das deutsche Volk geworden war. Wie oft hörte man's: „Ach, das möchte ich zu gern haben, aber das Geld.“ Das großzügige Entgegenkommen der NSRS wurde leider zu spät bekannt.

Erwähnt sei noch der voll gelungene Versuch, gleichzeitig mit einer Kunstausstellung eine Ausstellung über Wohnkultur zu zeigen. Der Gedanke ist ausbaufähig; denn erst dann erhalten die Gemälde und Plastiken die rechte Wirkung, wenn sie in die Umgebung gebracht werden, für die sie gedacht waren. Eine gewisse Einschränkung bedeutet da allerdings die Gleichartigkeit der Rojen. Vielleicht macht man's mal umgekehrt, daß man die gleichartigen Rojen für Bilder verwendet und die verschiedenartigen für Wohnkultur. Dann ließe sich auch zeigen, wie die Kunst in der Bauernstube, in der Arbeiterwohnung, im Musiksalon, im Schulzimmer, in der Gaststätte usw. Geltung bekäme. Ein Riesengebiet, das aber zu bewältigen sein müßte. P. R. Sommer.

Humboldt-Berein für Volksbildung e. V.

Breslau, Agnesstraße 10 * Ruf 27939

Jahresbeitrag 2.— R M.

Die Mitglieder des H.-B. erhalten Preisermäßigungen für die Theater, Konzerte u. ähnl. Veranstaltungen.

Die Ausstellung „Deutsche Malerei des 16. Jahrhunderts in Schlesien“ im Schlesiſchen Muſeum der bildenden Künſte

Von Dr. Walter N i c k e l.

In unſerer Zeit, da man bemüht iſt, die arzeitige deutſche Kunſt aus vergangenen Jahrhunderten dem Beſchauer wiederum zu gegenwartsnahem Bewußtſein zu bringen, kann eine Ausſtellung wie dieſe geradezu als ein Muſterbeispiel gelten, nach dem auch im weiteren Deutſchland verfahren werden ſollte.

Was die deutſche Malerei im Jahrhundert der Reformation hervorgebracht hat, iſt der Öffentlichkeit bisher nur zum Teil bekannt. Eine erſtaunliche Fülle des tatſächlich Geleiſteten hängt vielerorts, um nicht zu ſagen derſelbe, noch immer hoch oben an den Wänden dämmeriger Kirchen, in Epitaphienumrahmungen eingebaut, vom Staub der Jahrhunderte überdeckt und häufig durch Wurmfraß ſo gefährdet, daß nur eine baldige fachkundliche Behandlung es noch retten könnte. Damit, daß dieſer Kunſtbeſitz in den wiſſenſchaftlichen Verzeichniſſen aufgezählt wird, iſt nur erſt der unerläßliche Anfang gewonnen. Erſt wenn wir dieſe Werke in einer Reihe mit den durch die Kunſtgeſchichte ſchon bekannten ſehen können, vermögen wir das geiſtige Anſicht unſerer Vorfahren in lückenloſer Bildhaftigkeit zu erkennen und wiederzuerkennen, d. h. mit unſerem heutigen zu vergleichen.

Und dabei berührt es uns Schleiſier wie eine zwar ſelbſtverſtändliche, aber gleichwohl unſerem wohlthuende Beſtätigung unſeres nationalen Bewußtſeins, daß ſich unſere Vorfahren auch in dem Jahrhundert der Reformation ſo blutnahe mit dem weiteren Deutſchland verbunden fühlten, wie wir es hier in dem Niederschlag von Dürers und Cranachs Kunſt beſtätigt finden. Der Schwoiſcher Altar und das Epitaph des Herzogs von Münſterberg weiſen auf Dürer und zahlreiche Werke, Bildniſſe und Epitaphienbilder, weiſen auf Cranach, deſſen Einfluß ja ſchon durch den altſchleiſiſchen Beſitz der bekannten und ebenfalls in der Ausſtellung prangenden Madonnenbilder der Dome Breslau und Slogau zu mutmaßen ſtand. Wie ſehr gerade dieſe juwelenhaft ſchönen Bilder dazu berufen ſind, in dem Empfinden des Volkes zu haften, kann nur der einfühlende Beſchauer ermeſſen. — Ohne Cranach wären auch die beiden großen Werke nicht möglich: Das Epitaph Jenckwitz, in dem der Geiſt des Mittelalters noch einmal in volltönendem Pathos anklingt, und das Epitaph Ribelſchitz, in dem der Eintritt in die Geſittung der Neuzeit bereits

endgültig vollzogen iſt. Und weiter bleibt die Art Cranachs, durchſetzt mit Einflüſſen des Donauſtils und der niederländiſchen Kunſt, auch über die Reformation und die Jahrhundertmitte hinaus für Schleiſien maßgebend, bis dann die niederländiſche Kunſt die führende Stimme übernimmt. Gegen Ende des Jahrhunderts erſteht dann in Breslau die durchaus ſelbſtändige Leiſtung des Hochaltars vom Dom. Die unvergeßlich ſchöne, von einem myſtiſchen Anhauch durchwehte Haltung des ſogenannten niederländiſchen Manierismus erweiſt u. a. ein für die katholiſche Kirche in Rothsſürben gemaltes Meiſterwerk von Bartholomäus Spranger.

Ein erſchöpfender Bericht von der Ausſtellung würde viele Seiten in Anſpruch nehmen, ohne doch dem Leſer einen Erſatz für das zu Sehende bieten zu können. Erwähnt ſei nur noch, daß die Ausſtellung auch mehrere vollſtändige Epitaphienaufbauten enthält, die u. a. den Abklang der Malerei des 16. Jahrhunderts zugunſten der Plakſtik des 17. Jahrhunderts veranſchaulichen. Ein kunſtgeſchichtlich nicht minder intereſſanter Seitenraum der Ausſtellung enthält vor allem einige in Schleiſien vertretene Werke des ſäuſſiger Malers J. S. Kauderbach (Beſtimmung Dr. Vegen).

Von den beachtenswerten kunſtgeſchichtlichen Ergebniffen der Ausſtellung und der durch die Tätigkeit des Reſtaurators Georg Münch und ſeiner ſachkundigen Mitarbeiter ermöglichten Inſtandſetzung der Kunſtwerke wird der bebilderte Katalog berichten, deſſen Erſcheinen bevorſteht. — Die Ausſtellung konnte wegen des Mangels an zuverlässigen literariſchen Vorarbeiten nur den Beſtand einzelner ſchleiſiſcher Gebietsteile heranziehen, ganz Oberſchleiſien z. B. mußte vorerſt noch unberückſichtigt bleiben. Trotzdem aber wird der Beſucher, ganz gleich, ob Sachmann, ob Laie, zugeben müſſen: Hier in der Erweckung von Kunſtbeſitz aus beſtem art-eigenem Geiſte iſt eine muſeale Aufgabe erfüllt, wie ſie die heutige Zeit vorſchreibt und wie ſie zum Bau und zur Feſtigung unſeres volkhaften Empfindens nutzbar zu machen iſt. Der Ausſtellung iſt darum eine entſprechende Dauer des Beſtehenbleibens mit Nachdruck zu wünſchen.

Am 6. Oktober wurde durch den Direktor des Breslauer Provinzialmuſeums Dr. Müller neben der Sonderausſtellung „Mittelalterliche Kunſt“, auch die Gedäch-

Gedächtnisausstellung an Max Glauer im Schlesiſchen Provinzialmuseum

nisausstellung für den weit über Schlesiens Grenzen hinaus bekanntgewordenen Fotografen Glauer aus Oppeln eröffnet. Die Glauerſchen Fotos ſind hochwertig. Ganz abgesehen von der aufſteigenden Linie der techniſchen Leiſtung fällt beſonders dem Beſchauer die Einmaligkeit jedes Fotos in ſeiner charakteriſtiſchen Darſtellung und Geſchloſſenheit auf. War Max Glauer ein faſt unerreichbarer Meiſter der fotoграфиſchen

Porträtkunſt, ſo verdanken wir Schleſier ihm auch eine Anzahl künſtleriſch bedeutſamer Bilder, die Volkstum und Landſchaft unſerer Heimat einprägend und lebendig wiedergeben. Die Schleiſiſchen Monatshefte werden auf das künſtleriſche Schaffen Glauers in einem beſonderen Aufſatz nochmals zurückerkommen. Heute ſei nur noch einmal auf die ſehenswerte Ausſtellung hingewieſen.

Wilhelm Heye: „Die Geſchichte des Landwehrkorps im Weltkrieg.“ 1. Band. Das Landwehrkorps im Kriegsjahr 1914. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1935. Mit 31 Bildern, 35 Karten und Skizzen und ſechs Kriegsgliederungen. 6,80 RM.

Ein lange erwartetes, zur Geſchichte des Weltkrieges unbedingt notwendiges Werk liegt jezt im erſten Bände vor. Das prachtvoll ausgeſtattete Buch erſcheint zu einem erſtaunlich niedrigen Preise. Dadurch wird es hoffentlich bei vielen Eingang finden, die den gewaltigen Geſchehnissen des großen Völkerringens und der ſchleiſiſchen Heimat verbunden ſind.

Generaloberſt Heye gibt dem Bände den Untertitel „zugleich ein Beiſpiel für die militäriſchen Verwendungsregeln improvisierter Verbände im modernen Kriege“. Damit geht er über Zuſtandſchilderungen hinaus und übt an den Maßnahmen ſachlich fördernde Kritik. Ruhmreich kämpfte dieſes Korps Boyrſch an der Weiſchel, an der Ramka und vor Czestochau. Als erſte deutſche Truppe hatte es vorher die ruſſiſche Grenze überſchritten. Dies alles wird dem Leſer ſo lebendig und packend dargeſtellt, daß es ſich unvergeßlich einprägt. Im Vorwort heißt es: „So hoffe ich, daß dieſes Buch nicht nur eine Erinnerung für den alten Mitkämpfer des großen Krieges ſein wird, ſondern auch eine Erfahrungsquelle für den, der beruflich oder aus Intereſſe die Fragen der Landesverteidigung überhaupt zu bearbeiten hat.“ Dieſe Hoffnung wird ſich uneingeſchränkt erfüllen. Daneben bietet das Buch dem Hiſtoriker eine Fülle von Einblücken. Der erſte Abſchnitt „Die allge-

meine Bedeutung der Landwehr im preußiſch-deutſchen Heere vor dem Weltkrieg“ gibt einen kurzen, wertvollen Abriss über dieſe Truppe ſeit 1815. Die großen Kämpfe des Jahres 1914 erſtehen in der Darſtellung zu neuem Leben. Endlich bietet der Schlußabſchnitt „Öſterreich-Ungarn und wir Deutſchen“ eine aufſchlußreiche Kritik des Verhältniſſes und eine kurze Würdigung des „alten, erfahrenen, ritterlichen Kaiſers Franz Joſeph.“ Überhaupt gelingt dem Verfaſſer die Darſtellung von großen Perſönlichkeiten aufs beſte. Man leſe nur einmal die ſchöne Charakteriſtik des Feldmarſchalls von Boyrſch (Seite 54 ff.). Auch mancher Einblick in einzelne Ereigniſſe, kleine Gefechte und mutige Überfälle begegnet in dem Buche. Die Darſtellung wird durch Lichtbilder und Skizzen belebt. Und Schleiſien iſt durch dieſes Werk um ein Ruhmesblatt reicher geworden. W.

Ein neuer Schleiſiſcher Verlag. — Paul Rupfers Brückenbücherei und weitere Neuerſcheinungen.

Gleich anderen deutſchen Landſchaften außer der großen Buchzentralen hat auch Schleiſien ſeit langem auf dem Gebiete des Verlagsweſens erhebliche Einbußen zu verzeichnen gehabt, und von jener Rührigkeit, die in früheren Epochen beachtliches deutſches Schrifttum außerhalb der engeren Heimat an ſich zu ziehen wußte, iſt wenig nachgeblieben — trotz gewiſſer neuerer Anſätze, die hier nicht verkannt, noch unterſchätzt werden ſollen. Von jenem in mehr als einem Betracht wünschenswerten Zuſtande, in dem das ſchleiſiſche Schrifttum, reich und beweglich,

MATERIALIEN für Baſtelarbeiten, für Papparbeiten, Formenkleben, Holz- und Glasperlarbeiten, Baſtweben, Beſchäftigungs- und Geſellſchaftsspiele
ULRICH KALLENBACH / BRESLAU
Taſchenſtraße 31 (nahe der Ohlauer Straße)

wie es auch heute noch ist, sich im eigenen Lande angemessen betreten lassen könnte, sind wir jedenfalls weit entfernt. So ist uns jeder ernsthafte Neuanfang in dieser Hinsicht willkommen, und es scheint uns erlaubt, an das noch junge Wirken des Verlages Paul Kupfer in Breslau manche Hoffnung zu knüpfen.

Im Überblick über seine bisher vorliegenden Veröffentlichungen fällt freilich eines auf: es sind ganz überwiegend nichtschlesische Autoren vertreten, und das Gesicht des Verlages scheint vornehmlich nach Osten gerichtet zu sein. Nun wird es jeder als erfreulich begrüßen, wenn gerade von Breslau aus das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen berücksichtigt wird; als eine sehr andere Frage aber dürfte es vielen erscheinen, ob es gerechtfertigt sei, polnisches Schrifttum so stark zu berücksichtigen, wie es bisher geschehen ist. Indessen wäre es falsch, an diese Tatsache politische Wertung zu knüpfen. Wir haben zwar auch heute nicht die mindeste Veranlassung, Propaganda für Polen zu treiben, handle es sich auch um rein geistige Erscheinungen außerhalb aller aktiven Zielsetzung; aber wir haben allen Grund, die bemegenden Kräfte des Nachbarlandes kennenzulernen. Wird uns diese Möglichkeit gegeben, so müssen wir sachlich anerkennen, und wir haben von einem Verlage, der es sich zur Aufgabe stellt, diese notwendige Kenntnis zu vermitteln, zunächst nur das eine zu fordern, daß er das jeweils Bezeichnende und Wertvolle bietet.

Es ist erfreulich, zu sehen, daß der Verlag Paul Kupfer sich dieser Pflicht offenbar bewußt ist. Man kann billigerweise nicht verlangen, daß er im ersten Anlaufe die ganze Weite umspannt, die da zu berücksichtigen wäre, und es wäre voreilig, von Lücken zu sprechen, wo alles erst in der Entwicklung begriffen ist; das aber darf ohne Voreingenommenheit schon jetzt zugestanden werden, daß es sich bei den Autoren, die hier in Frage kommen, durchaus um beachtliche Erscheinungen handelt, und daß alle flache Mittelmäßigkeit ferngeblieben ist. Dies ist zu betonen, auch wenn man den Umstand nicht übersieht, daß hier und da eine zerfasernde Psychologisierung vorwaltet, wie sie die deutsche Literatur im wesentlichen überwunden hat.

Wie ernst es dem Verlage damit ist, Klarheit über Polen zu geben, erhellt vielleicht noch besser als aus der Auswahl seiner pol-

nischen Autoren aus der Tatsache, daß er ein Werk wie Heinrich Roitz' „Am Rande Europas“ bringt. Gerade in auslandsdeutschen Kreisen ist dieses Buch als das beste bezeichnet worden, das über diesen Gegenstand herausgekommen ist, und das darf von vornherein als gute Empfehlung dienen. Es bezieht in der Tat durch seine vorurteilsfreie Haltung, offenen Blick und Unmittelbarkeit des Erfassens von Tatbeständen und Problemen, die zu beurteilen der Autor vorzüglich berufen ist. Hinzu tritt der Reiz einer gepflegten Sprache, die sich zu schöner Beschwingtheit zu steigern weiß.

Heinrich Roitz ist es auch, der die in der Brückenbücherei erschienenen polnischen Werke überlegt hat. Da steht zunächst Michael Choromański, durch den polnischen Staatspreis ausgezeichnet und bei uns kürzlich durch den Roman „Eifersucht und Medizin“ bekannter geworden, mit der Erzählung „Eine verrückte Geschichte“. Sie spielt im Irrenhause, zwischen Schizophrenen, Rauschgiftkranken, Abwegigen aller Art, in einer unerquicklichen Welt, die aber äußerst sachkundig und dabei schriftstellerisch ausgezeichnet gegeben wird. Da ist des weiteren Rzymierz Wierzyński. Sein „Codesurteil“ führt nach Sibirien. Der Krieg ist zu Ende, der Kampf zwischen Roten und Weißen tobt. Ein österreichischer Offizier wird aus verkrampfter Abenteuerlust und der Liebe zu einer Frau in die Ereignisse hineingezogen, begehrt, zerrissen und entwurzelt, eine Tat schauerlichster Grausamkeit. Das Thema ist schlimm, aber mit überraschender Kunst behandelt. Bei weitem am gesündesten, dabei doch auch als sehr befähigter Erzähler, stellt sich Ferdinand Soefel mit seinem „Vorarbeiter Czuz“ dar. Hier ist schlichtes und echtes Ethos, hier ist Gestaltung, die in ihren großen Linien an Hodler gemahnt.

Dann die Deutschen. Alois Patin ist mit zwei historischen Novellen vertreten. „Danae“, farbenprächtiger und nicht weniger psychologischer fein als packend in der Handlung, führt in die Zeit des Hellenismus, der späten Diadochenkämpfe; noch stärker stellt sich der „Meister von Driifening“ dar, die sein vortragene Geschichte eines Malermönches, nur im Eingange ein wenig überläuft. Alma M. Karlin erzählt die bewegte und stimmungsstarke peruanische Novelle „Tränen des Mondes“. Friedrich Jacksch' „Gott stellt die Zeiger“ ist ein schmales Bändchen Gedichte. Sie sind nicht alle gleichmäßig gut,

MIKO-HEMDEN

für jede Gelegenheit erfolgversprechend!
MIKO bietet mehr durch Eigenfabrikation!
nur Kais.-Wilh.-Str. 12, Haus Huthmacher

zuweilen aber stellen sich Strophen von wundervoller Innigkeit ein. Friedrich Schreyvogls „Kleine Harmonielehre“ umfaßt sechs Abhandlungen, „vom Menschen und seiner schönen Welt“ und weiß namentlich in Talent und Charakter „kluge und wohlgelesene Worte zu finden, die an die Mutter eines Schriftstellers den jungen Menschen gerichtet sind. Ein Kabinettstück der Sammlung bildet Carl Zuchardts „Ein König und ein Grande“. Spanische Historien, Miniaturen voll feinsten Reizes! Eine sauber gemeißelte Sprache, sicher geführte Handlungen voll symbolischer Ausdrucksfülle! Die letzte Novelle „Billamediana“ ist schlechtthin meisterlich.

Die geschmackvolle Ausstattung der Bändchen (Preis je 80 Pfg.) darf besonders hervorgehoben werden.

Anserhalb der Reihe erscheint soeben Victor Kaluza: Das Buch vom Kumpel Janek (187 S., in Leinen 2,95 RM.). Es ist die Geschichte eines, der zwiespältig zwischen zwei Wäldern steht, hierhin, dorthin gezogen und Ausgleich, Verjöhnung wünscht. Es ist ein Buch, das dem barocken Charakter des Oberschlesiens in Haltung und Ton eigenümlich gerecht wird, wehmütig, besinnlich, derb, humorvoll, zugleich ein Dokument der Zeit, alles in allem gleichnishaft und wohl geeignet, ein verbreitetes Volksbuch zu werden.

Fürst Hermann Pückler = Muskau. Im Auftrage der Pückler-Gesellschaft herausgegeben von Paul Ortwin Raabe. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1935. Geh. 4,80 RM.

Am 30. Oktober 1935 waren 150 Jahre seit der Geburt des Fürsten Pückler vergangen. Dieser äußere Anlaß führte zu einer umfassenden Auseinandersetzung mit seinem Werke und seinen Plänen. Davon legt das Buch ein bereitetes Zeugnis ab. Neun Aufsätze von verschiedenen Verfassern beleuchten das Leben Pücklers. Hierbei gelingt es, die Wirkung in seiner Zeit und die Bedeutung für die Gegenwart herauszustellen.

Gräfin von Arnim-Muskau betont mit Recht in dem ersten Beitrag: „Es gilt, sein Bild von mancher Verzerrung zu befreien.“ Pückler war weit mehr als ein Lebemann, der wohlschmeckende Speisen ersann. Er war mehr als ein glänzender Schriftsteller,

der lebendig und leicht zu plaudern mußte. Er war vor allem ein naturverbundener Schlossherr, der seinem Park eine bis heute gültige Gestalt gab. Muskau und Branitz bei Cottbus sind seine Schöpfungen. Dabei beseeelte ihn der Gedanke, so zu schaffen „wie die Natur selbst, die unbekümmert ewig Neues hervorbringt“. Auch in der Gegenwart betont man diese Parkgestaltung. „Pücklers lebendiges Vermächtnis“, von dem Alfred Richard Meyer berichtet, läßt sich also gerade daran vortrefflich aufweisen. Flugblätter der Pückler-Gesellschaft über „Autobahn und Landschaftsbild“ oder „Arbeitsdienst und Landschaftsbild“ haben das Gedankengut für die Gegenwart nutzbar gemacht und weitergeführt. Nach einer Würdigung des Schriftstellers Pückler wird sein Bemühen um Park- und Landschaftsgestaltung eingehend dargestellt. Der Gartendirektor von Sanssouci betont „die Erhaltung alter Parkanlagen“ als eine kulturelle Notwendigkeit. Auf solchem Hintergrunde erhebt Muskau in dem Aufsatz von Franz Fallbaum, Pücklers „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“ werden hierbei öfter herangezogen. Wie gegenwartsnah wirkt daraus der Satz: „Der höchste Grad der landschaftlichen Gartenkunst ist nur da erreicht, wo sie wieder freie Natur, jedoch in ihrer edelsten Form, zu sein scheint.“ Man spürt aber daran auch, was der Fürst seinen Zeitgenossen zu sagen hatte. Auf das Verhältnis Pücklers zu Eduard Petzold und Peter Joseph Lenné weisen die folgenden Abhandlungen hin. Schlesiens Provinzialkonservator Dr. Grundmann würdigt die Beziehungen des Fürsten zu Friedrich Schinkel. Man sieht an dem Briefwechsel, wie sehr sich Pückler um die Harmonie von Bauwerk und Landschaft bemühte. Für die bildreiche Ausstattung des Pücklerschen Buches über Landschaftsgärtnerei empfahl Schinkel den Maler Schirmer. Die fertigen Arbeiten bereiteten ihm „eine außerordentliche Freude“. Glücklicherweise sind neben schönen Lichtbildern auch viele dieser Zeichnungen abgebildet. Außerdem begegnen noch Wiedergaben von Bildnissen Pücklers. Über sie berichtet der Herausgeber im abschließenden Aufsatz. Wir erfahren darin, daß auch Menzel eine Steinzeichnung Pücklers schuf. Und Goethes Wohlwollen für die „Briefe eines Verstorbenen“ zeigt noch einmal, wie groß der Schrift-

Staatl.	Oberbrunnen	Staatl.	Kronenquelle
Katarrhe, Asthma	zu Haustrinkkuren Bad Salzbrunn	Niere, Gicht, Zucker	

stellerische Ruhm des Fürsten war. Alles in allem bietet das Buch eine umfassende Würdigung dieser Persönlichkeit.

Dr. A. W.

Adolf Moepert: Die Ortsnamen des Kreises Neumarkt in Geschichte und Sprache. Einzelschriften zur schlesischen Geschichte, herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien. Bd. 13. Ostdeutsche Verlagsbuchhandlg., Breslau 1935. 130 S.

Wir sind an Arbeiten über schlesische Ortsnamen nicht arm, und dennoch muß jeder einschlägige neue Beitrag mit Freuden begrüßt werden. Die Schwierigkeiten, zu endgültigen Ergebnissen zu kommen, sind gerade auf diesem Gebiete recht große, da es sich nicht nur um ausreichende geschichtliche und erdkundliche Kenntnisse handeln kann, sondern auch ein sicheres sprachliches Wissen sowohl auf dem Gebiete der Germanistik wie der Slavistik vorausgesetzt werden muß, ja zuweilen, wenn auch nur in seltenen Fällen, auch noch anderes Sprachgut zu berücksichtigen ist. Verfasser und Herausgeber sind sich darüber klar, daß in der Fülle des hier vorgelegten Materials noch keineswegs jede Einzelheit als unbedingt sichere Lösung angenommen werden wird, und in der Tat wird manche der Deutungen und angeschnittenen Fragen zu hoffentlich recht reger Auseinandersetzung führen. Indessen ist hier nicht der Ort, dies und jenes Strittige anzuschneiden. Es genügt hier zu betonen, daß es sich um eine gründliche und kenntnisreiche Arbeit handelt, die in geschichtlicher und sprachlicher Hinsicht durchaus förderlich erscheint und vielfach über den bisherigen Stand des Wissens hinausführt. Es sind Fälle darunter, die auch in weiteren Kreisen Interesse finden werden. Wie oft ist gerade in jüngster Zeit in breiter Öffentlichkeit die Frage nach der Bedeutung des Ortsnamens Sobten berührt worden! Die alte Annahme „Sonnenabendmarkt“ wird hier zugunsten der Deutung sobota = Gang, Vorhalle (am Kloster) und des Hinweises auf das verwandte samota = Einjamkeit aufgegeben. Damit muß natürlich — und sehr mit Recht — auch die Gleichung Sroda (Neumarkt) = Mittwochmarkt fallen; es heißt Mitte und bezeichnet sehr gut eine Gründung, die zwischen den älteren Herzogstümern Breslau und Piesnitz mitteninne lag. Das Buch gehört in die

Hand jedes gründlichen Heimatforschers, nicht nur im Kreise Neumarkt. Es wird sachlich notwendigerweise oft genug über die Kreisgrenzen hinausgegriffen, und bei der Häufigkeit gewisser Ortsnamen nicht nur, sondern auch angesichts der methodischen Wichtigkeit des Werkes gewinnt es mindestens für den ganzen Osten Bedeutung. Bzl.

Festschrift zur 700-Jahrfeier des Neumarkter Rechts (1235—1935), herausgegeben von Dr. Smarzyk. Neumarkt 1935.

Mit guten Gründen wird angenommen, daß die Stadt Neumarkt, wahrscheinlich bald nach 1200 gegründet, im Jahre 1235 mit Hallischem Rechte begabt worden sei. Sie wurde damit nicht nur innerhalb Schlesiens vorbildlich, sondern weit über seine Grenzen hinaus, tief nach Polen und Galizien hinein; mehr als 500 Ortschaften haben Neumarkter Recht erhalten.

So großer geschichtlicher Bedeutung sucht die vorliegende kleine Festschrift mit einer Reihe von Beiträgen gerecht zu werden, die zum überwiegenden Teile dieses Recht und seine Verbreitung behandeln, auf die Gründung und Verfassung der Stadt eingehen. Außer Smarzyk haben Theodor Goerlit, Heinrich von Loesch, Erich Sandow Beiträge dieser Art beigetragen. Weiterhin handelt Hans A. Genssch über den berühmten Johann von Neumarkt, den Kanzler Kaiser Karls IV., und Josef Klapper druckt das bereits 1908 erstmals veröffentlichte Lied von Leonhard Aßenheimer, das älteste historische Volkslied Schlesiens, mit überprüften Texten und beigegebener Übersetzung ab; Aßenheimer ist in Neumarkt 1446 gefangenommen worden. Mit einem Rück- und Ausblicke von Bürgermeister Metzger schließt das Heft ab, dem man weite Verbreitung wünschen kann.

Bzl.

Deutsche Monatshefte in Polen. Jahrg. 2, Heft 1/2 (Juli/August 1935).

Das vorliegende Doppelheft ist ausgezeichnet geeignet, eine Vorstellung nicht nur von der ausgezeichneten Haltung dieser Zeitschrift zu geben, sondern auch für die gründliche und gewissenhafte Arbeit zu zeugen, auf die sie sich stützt. Es ist die Arbeit deutscher Forscher, aus der das jahrhundertalte kräftige Leben deutscher Kultur in dem weiten Ost-



Edel sei der Mensch — echt sei sein Schmuck

Große preiswerte Auswahl in echtem Schmuck, Silber, guten Uhren

Juwelier Hillmann Ohlauer Str. 1



raume nachklingt. Die hier zusammengestellten Beiträge sind erweiterte Niederschriften der Vorträge, die zur Fünfzigjahrfeier der Historischen Gesellschaft in Posen gehalten wurden, und es versteht sich, daß dabei Grundfächliches in weiter Überschau zum Ausdruck kommt. Wir müssen uns damit begnügen, Titel anzuführen: E. Maschke: „Zur Kulturgeschichte des mittelalterlichen Deutschtums in Polen“; W. Ruhn: „Die Siedlungsräume des bäuerlichen Deutschtums daselbst“; A. Breyer: „Ostdeutschland als Mutterland der deutschen Siedlungen in Mittelpolen“; O. Rofmann: „Deutsche auf Lodzer Boden“. Als außerordentlich förderlich darf die Abhandlung von Alfred Pattermann hervorgehoben werden: Die Ortsnamen im deutsch-polnischen Grenzraum als Geschichtsquelle. Die hier angewendete Methode ist zwar nicht an sich neu, aber doch in der Übertragung auf ein Gebiet, innerhalb dessen man die Möglichkeit, auf diesem Wege zu lohnenden Ergebnissen zu kommen, sehr zweifelnd beurteilt hat. Pattermann beweist, wie außerordentlich fruchtbar die gründliche Inangriffnahme des Problems ist; er erntet eine Fülle Erkenntnisse ein, die den Einblick in den Verlauf der deutschen Siedlung im Osten erweitern und vertiefen, namentlich lehren, daß die Kolonisation vielfach früher begonnen hat und intensiver gewesen ist, als bisher bewiesen werden konnte. Die Materie bringt es mit sich, daß häufig auch auf schlesische Verhältnisse im besonderen eingegangen wird. Sehr dringlich sei hier noch auf den am Schluß des Heftes stehenden Bericht über die Arbeiten des schlesischen Ausschusses bei der Akademie der Wissenschaften in Krakau hingewiesen. Man gewinne hier eine Vorstellung davon, mit welcher Betriebsamkeit und mit welchem Aufwande von Mitteln man sich drüben mit Schlesien beschäftigt. Zbl.

Festschrift: „Max Schneider zum 60. Geburtstag“. In Verbindung mit Arnold Schering, Walther Vetter, Hans Hoffmann und Walter Serauky herausgegeben von Hans Joachim Zingel. Halle 1935. Druck und Verlag: Ernst Schneider, Eisleben-Lutherstadt. 153 Seiten. Kartoniert.

Eine Schar dankbarer Freunde und Schüler überreicht dem früheren Breslauer Musik-

wissenschaftler Max Schneider eine Festschrift zum 60. Geburtstag, die Hans Joachim Zingel, Sohn des aus Schlesien gebürtigen Greifswalder Musikdirektors Rudolf Ewald Zingel, herausgegeben hat. Der aus Breslau stammende Arnold Schering, der vor nahezu 55 Jahren zusammen mit Max Schneider Schüler Hermann Krejschmars in Leipzig war, tritt in seiner Widmung als Vermittler der Wünsche jener Schneider-Verehrer auf, in der er den Jubilar auch als einen Förderer der Musikpflege der schlesischen Hauptstadt kennzeichnet. Der Schneider-Schüler Hans Hoffmann (Hamburg) feiert ihn als den idealen Lehrer, rühmt seine (wohl von Krejschmar empfangene) „innige Vertrautheit mit dem Werk Bachs“ und die bei ihm spürbar werdende „Vereinigung künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung und Erfahrung“, die auch Walther Vetter in seinem noch zu behandelnden Beitrag als eine grundlegende Voraussetzung für einen Musikhistoriker ansieht. Aber was Schneider heute besonders gedankt werden sollte, ist eine weitere von Hoffmann hervorgehobene Tatsache: „Er entwickelte uns bereits vor 15 Jahren die schwierigen Fragen der Stellung der Musik im Volk, er lehrte uns, der Musik wieder ihren Platz im Dasein des Menschen und des Volkes überhaupt zu geben.“ Schließlich gibt Hellmut Ludwig (Halle) noch eine recht willkommene Bibliographie der Veröffentlichungen Max Schneiders. Demnach finden sich unter seinen Schriften und Aufsätzen allein neun Veröffentlichungen zur schlesischen Musikgeschichte (vgl. „Schlesische Monatshefte“ 1927, 1928 und 1929) und unter den kritischen Neuausgaben theoretischer und praktischer Musikwerke die 1924 von Theodor Siebs und Max Schneider im Breslauer Vergtadt-Verlag herausgegebenen „Schlesischen Volkslieder und Weisen“.

Soviel über Persönlichkeit und Werk des jetzt in Halle schaffenden Musikwissenschaftlers! Aus der Reihe der 15 Beiträge zur Festschrift — auch eine Notenbeilage findet sich als Anhang — können hier nur die herausgegriffen werden, die den schlesischen Raum berühren oder die Arbeiten schlesischer und in Schlesien wirkender Musikwissenschaftler darstellen.

William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Straße 38/40

Neuheiten

für Herbst und Winter

Mäntel,
Sport- und Straßenanzüge
Krawatten, Oberhemden
Damenmäntel
Kostüme, Kleider
Handtaschen

Fritz Feldmann berichtet in seiner Arbeit „Evangelische Kirchenmusik in schlesischer Landstadt“ von der Persönlichkeit und dem Wirken des Organisten der Kreisstadt Nimpfisch Johann Heinrich Quiel (1680 bis 1768) und gibt nach dessen Aufzeichnungen eine Darstellung des Nimpfischer Musiklebens um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die bei den Katalogisierungsarbeiten schlesischer Musikdenkmäler in der evangelischen Kirche zu Dirschdorf bei Nimpfisch aufgefundenen Kirchenkantaten aus der Zeit um 1740, die der Anlaß zu Feldmanns Darstellung sind, werden auf Grund einer vergleichenden Stilanalyse zum Teil allerdings dem Sohne Quiels, dem Schmiedeberger Kantor Johann Gottlieb Quiel (1716 bis 1779) zugeschrieben.

Einen Beitrag von ganz grundsätzlicher Bedeutung lieferte Joachim Herrmann: „Gibt es eine ‚schlesische Musik‘? Eine stilkritische Problemstellung.“ Ausgehend von einer Kritik der im Jahre 1934 erschienenen „Bibliographie des Schlesiſchen Musik- und Theaterwesens“ von Johannes Hübner wirft er zunächst die nur zu berechnete Frage auf: „Was heißt eigentlich ‚schlesische Musik‘?“. Herrmann entwickelt seine Darstellung einer schlesischen Musik in ihren stammhaften und landschaftlichen Stileigentümlichkeiten mitunter mit Recht an der geisteswissenschaftlichen Parallele zwischen Dichtung und Musik und kommt dabei freilich zu der Erkenntnis: „Die schlesische Musikgeschichtsforschung steht erst am Beginn der Feststellung der musikalischen Persönlichkeiten und der kompositorischen Güter“. Der Verfasser erwähnt in diesem Zusammenhang auch Ernst Rirsch als den Verfasser einer Studie über den Zisterzienser-Komponisten Johannes Nucius (16. und 17. Jahrhundert). Von Rirsch finden wir indes in der vorliegenden Zeitschrift keinen Beitrag. Als „Typen eines neuen landschaftsgebundenen Stils in der schöpferischen Musik“ nennt Herrmann in bezug auf Schlesien Hermann Buchal, Gerhard Strecke, Ernst August Wölkel und Karl Szuka und würdigt diese kurz. Als entscheidend für die Entwicklung einer eigenständigen Musik in Schlesien betrachtet der Verfasser weiter die Kompositionsaufträge des Reichsfürstendoms Breslau an diese Tonsetzer und sieht darin

den Anlaß zu einer Entwicklung eines „echten modernen Brauchtums in der Musik, das wieder die im 19. Jahrhundert verlorengegangenen Bindungen der Musik mit der stammhaften geistigen Grundlage herstellt“. Und unter diesem Gesichtspunkt sieht Herrmann die Frage nach einer schlesischen Musik wenigstens für die Gegenwart durchaus bejahend. „Ihre inneren Bedingungen werden auch für die rückwärtige Betrachtung der schlesischen Musik bestimmend sein.“

Einen Beitrag zum Ausführungsbrauch des späten 16. und 17. Jahrhunderts liefert Hans-Adolf Sander in seinem Aufsatz über „Ein Orgelbuch der Magdalenen-Kirche aus dem 17. Jahrhundert“. Aus einer in Buchstabennotation geschriebenen Papierhandschrift aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, die das gesamte vom Organisten zu spielende gregorianische Repertoire des Gottesdienstes enthält, entwickelt der Verfasser das Verhältnis zwischen Orgel und Chor im Gottesdienst. Als Beispiel für die Gestaltung einer Messe hinsichtlich dieses Verhältnisses wählte er den Hauptgottesdienst am Transfigurationsfest (Verkündigung Christi, 6. August), das in der protestantischen Kirche übrigens ein sehr selten beibehaltener Feiertag ist.

Arnold Schmitz, der Nachfolger Schneiders auf dem Breslauer Lehrstuhl, behandelt „Italienische Quellen zur Figuralpassion des 16. Jahrhunderts“. An Hand eines Vergleichs des italienischen Materials, das aus der Bibliothek des „Liceo musicale“ in Bologna stammt und für die Geschichte der Figuralpassion der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als besonders wichtig betrachtet wird, mit den bekannten deutschen Quellen wird die Frage nach dem Unterschied des Klangstils der Fassordone in den deutschen und italienischen Passionen des 16. Jahrhunderts und die Frage nach dem deutschen und italienischen bzw. protestantischen und katholischen Frömmigkeitsausdruck der Passionsvertonung aufgeworfen.

Walter Wetter nimmt Stellung „Zur Erforschung der antiken Musik“. Die neueren Forschungen über die Musik insbesondere der Griechen haben bekanntlich gleichsam ihren Ausgangspunkt in der Einleitung ge-

Herbst-Neuheiten

in *Woll- und Seidenstoffen*

für Mäntel, Kostüme Kleider, Komplets

Breslau, *Schweidnitzer Straße 1*, am Ring



funden, die Philipp August Böckh (1785 bis 1867) im Jahre 1811 seiner Pindar-Ausgabe unter der Überschrift „De metris Pindari“ voranstellte. Vetter sagt hierzu mit Recht, daß diese damals so plötzlich in Schwung gekommene Forschungsarbeit seit etwa 15 Jahren völlig ruht, weil das Interesse an den Problemen der antiken Musik seitdem mehr und mehr geschwunden ist. Und doch sei die Kenntnis der antiken Musik heute mehr denn je zur Erreichung eines in sich geschlossenen musikalischen Weltbildes geradezu von größter Notwendigkeit. Denn Musikgeschichte ist „Geschichte geistiger Entwicklungen und seelischer Vorgänge. Damit erscheint im musikhistorischen Blickkreis das rassistische, völkische und nationale Moment. Dieses hat bekanntlich im Geistesleben der Antike eine ganz besondere Aufgabe erfüllt; man kann ohne alle Übertreibung behaupten, daß die Musik im Rationalbewußtsein der Hellenen eine einzigartige Stellung einnimmt.“ Das aber sind die Gedanken Platons, auf denen wiederum Ernst Kriek, etwa in seiner Schrift „Musische Erziehung“ (1933) aufbaute.

So ist die Feestschrift für Max Schneider in der Tat eine beredetes Zeugnis dafür, wie dessen „Schaffen und Wirken seine Strahlen geworfen und wie es überall zu neuem Schaffen und Wirken angeregt hat“. Im Anhang findet sich dann noch eine Notenbeilage des von Fritz Rojinsky gezeichneten Volksliedes „Hopla, hopla, rieber und nieber“, das uns Schlesiern ja allen bekannt ist.

Heinz Rudolf Fritsch e.

Der nahe Osten

Das Septemberheft der Monatschrift „Volk und Reich“ hat diesmal ein besonderes Gewicht. Es behandelt Fragen des nahen Ostens. Sehr anregend ist vor allem der Vortragsaufsatz des Herausgebers des „Wilnaer Slowo“, Professor Wladyslaw Studniaki, der hier die Grundgedanken seines Buches „Das politische System Europas“ zusammenfaßt, das in der ganzen europäischen Öffentlichkeit durch seinen Vorschlag für den Aufbau einer politischen Ordnung in Mitteleuropa Aufsehen erregt hat. Ihm folgt ein Versuch Rudolf Fijchers

über den verstorbenen Marschall Pilsudski, der diese einprägsamste Figur der neueren polnischen Geschichte plastisch zur Geltung bringt. Fritz Exner behandelt die Versuche Polens, seine Stellung im baltischen Raum auszubauen, die in der letzten Zeit besonders aufgefallen sind. Roberich von Bijtram weist in einem Aufsatz „Rußland im Nordosten“ an der Hand der geschichtlichen Entwicklung nach, daß Rußland im Raume der baltischen Randstaaten nie etwas anderes wollte, als sich eine Machtstellung erobern, daß sich die Selbständigkeit dieser Staaten und ihre nationale Entwicklung nur verbürgen läßt, wenn sie sich als Vorposten eines deutschgeführten Mitteleuropa gegen das asiatische Rußland fühlen. Klaus Grimm gibt einen Ueberblick über die Entwicklung der Presse in den Randstaaten, der dadurch bemerkenswert ist, daß er den starken deutschen Anteil an der Gründung und Entwicklung des periodischen Schrifttums der kleinen Völker aufzeigt. Besonders wertvoll ist auch eine Untersuchung von Anton Loefner über die Erfolge des russischen Eisenbahnbaues in der Sowjetunion auf ihre wirtschaftlichen und strategischen Beweggründe hin. Das Tagebuch behandelt auf eine sehr anregende Weise aktuelle Fragen, die im Blickwinkel der gegenwärtigen politischen Situation liegen. Die Karten und sehr gut gewählten Bilder unterstreichen aufs wirkungsvollste den Inhalt dieses gediegenen Heftes.

Deutsches Schicksal. Volk an der Arbeit. In der Reihe der von Dr. Will Decker, Inspektor des Erziehungs- und Bildungswesens im Reichsarbeitsdienst, herausgegebenen Schrifttums erscheint soeben im Verlag von Julius Bels, Pangenstraße, als Heft 6/7 ein geopolitisches Erziehungsbuch von Professor Dr. Stubbath „Deutsches Schicksal“. Was Will Decker dem kleinen handlichen Buch vorausschickt: „es muß einfach sein — und es muß eindeutig sein!“, das erfüllt es im höchsten Maße.

In 55 Einzelkarten entwickelt sich vor uns das deutsche Schicksal. Wie die deutsche Mittellage Gefahr der Einkreisung bringt, das wird auf den ersten Blick klar. Aber auch die

PHOTO ATELIER
Fritz Heese
 RUF. 20479

früher: Wertheim-Haus

jetzt nur

Schweidnitzer Stadtgraben 20
 an der Taschenstraße

Begründung hierfür bleibt das Büchlein uns nicht schuldig. Der Weltkrieg tritt auf, Versailles, die deutsche Wehrlosigkeit. Und nun, daselbe Spiel wie vorher, wieder der Versuch einer neuen französischen Front gegen Deutschland. Der zweite Abschnitt verdeutlicht das Ringen um deutsche Freiheit. Sprachgrenzen, Staatsgrenzen und Wehrgrenzen werden scharf auseinandergehalten. Die natürlichen Raumschwierigkeiten wirken der Schaffung des deutschen Einheitsstaates entgegen. Plastisch zieht der wechselfolle Verlauf der deutschen Geschichte vorüber. Wie der Verkehr die deutschen Gaue aneinanderrückt, wird eindeutig gezeigt. Der Führer schafft neue Mittelpunkte deutscher Volksgemeinschaft (München, Berlin, Nürnberg, Bückeburg). An diese Teile schließt sich die Darstellung des Kampfes um Lebensraum im Westen und im Osten. Die Weltgeschichte rollt vor unseren Augen ab, der Begriff der Mainlinie erhält feste Gestalt. Im Osten beginnen die Karten mit einer Darstellung der Besiedlung Ostdeutschlands vor der Völkerwanderung. Die große Tat der Rückbesiedlung im Mittelalter gewinnt einen plastischen Ausdruck, so daß auch der Unkundige auf den ersten Blick sieht, um was es sich handelt. Die polnischen Territorialziele treten auf. Versailles besiegelt vorläufig das ostdeutsche Schicksal. Dabei bleibt das Büchlein nicht stehen. Es führt in die Ursachen der deutschen Ostniederlage ein, zeigt die bevölkerungspolitischen Spannungen auf, die sich dort gegenwärtig gegen den deutschen Restofen entwickeln und leitet damit klar und überzeugend zu den Maßnahmen über, die im Interesse der Deutscherhaltung des Ostens notwendig sind und jetzt vom Nationalsozialismus mit aller Kraft durchgeführt werden. Im letzten Abschnitt wird der Kampf um deutsche Brotfreiheit überzeugend dargestellt und insbesondere die Aufgaben des Arbeitsdienstes erläutert.

Wer dieses Büchlein mit seinen 55 Karten durchgelesen hat, der weiß das Wichtigste aus deutscher Geschichte und deutschem Vollen. Erstauslich ist, wie ein derart kleines Büchlein dieses Wissen so mühelos vermitteln kann. Das liegt an der sauberen gedanklichen Durcharbeit, mehr aber noch an der hervorragenden Schwarzweiß-Technik,

mit der die einzelnen Karten die deutschen Fragen plastisch zur Anschauung bringen. Es ist eines der besten Bücher, die im Zeichen des Nationalsozialismus herausgekommen sind; das beste vielleicht auf dem Gebiete der Geopolitik, da es diese Wissenschaft zum Gemeingut des Volkes macht. Wer das Büchlein noch nicht besitzt, sollte es sich schleunigst beschaffen.

„Der Wanderer im Riesengebirge“, Monatschrift des Riesen- und Isergebirgsvereins (Verlag Wilh. Sottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau 1, vierteljährlich —,75 RM.),

beginnt das Oktoberheft mit einem gut bilderten Aufsatz über „Volkskunst im alten schlesischen Bauernhaus“. Der als Sammler bedeutende Verfasser erzählt aus seinem großen volkskundlichen Wissen, welchen Reichtum an altem Kulturgut der schlesische Bauer der Vorgebirgslandschaft früher besessen hat. Von „Seltbräuchen im Riesengebirge“, wie sie sich in den Bergdörfern zwischen Rehorn und Kolbenkamm erhalten haben, plaudert Ferdinand Neumann, und B. Fischer berichtet von der Hantierung eines der letzten Schindelmacher im Isergebirge. Einige unbekannte Riesengebirgs-Sagen hat A. Rosth aufgezeichnet, während der Vorgeschichtsforscher Dr. Gschwendt die Sage von dem „Wandalengrab“ bei Straupitz, Kreis Hirschberg, als romantische Erfindung feststellt. Der bekannte Naturforscher und Schriftsteller Wilhelm Bölsche schildert in einer fesselnden Selbstdarstellung „Wie ich Schlesier wurde“, seinen Weg von Köln nach Schreiberhau, wo ihm die nahen Schneegruben ein besonderes Forschungsgebiet wurden. Die Skizze „Das Riesengebirge“ des an der Moseh heimischen Dichters Stefan Andres zeigt, was die schlesische Bergwelt an Stimmung und Eindruck einem Westdeutschen zu geben vermag, und W. v. Elbwart gibt von einer Wanderung „In die Vorberge des Riesengebirges“ einen beschwingten Bericht. Nachrichten vom Gebirge, von neuen Büchern sowie Vereinismitteilungen vervollständigen das in Wort und Bild gehaltvolle Heft.

Langenbielau im Eulengebirge

der Mittelpunkt schlesischer Textilindustrie, mit seinen herrlichen Bergen für **Wanderungen und Wintersport**
Auskunft durch den Verkehrsverein e. V.

Die Winterarbeit des Humboldt-Vereins

In einer Stadt, die zwei Hochschulen, mehrere Theater und ein reges geistiges Leben besitzt, hat ein Volksbildungsverband, wie der Humboldt-Verein, auch heute noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Seit 55 Jahren besteht die Tätigkeit des Vereins darin, die geistige Arbeit führender Männer der Wissenschaft, der Kunst und der Technik in stärkstem Maße der Volksbildung = arbeit nutzbar zu machen. Um die Kluft, die früher zwischen den Geistesarbeitern und dem Volke bestand, zu überbrücken, richtet der Humboldt-Verein in seiner Akademie eine Reihe von Vorlesungen ein, die auf volkstümlicher Grundlage die geistigen Probleme unserer Zeit erläutern sollen. Eine Sonderreihe „Schlesische Heimatkunde“ befaßt sich mit den Gebieten, die den Vätern im Anlitze der Heimat beschäftigen. Der Geograf, der Botaniker, der Kunsthistoriker, der Zoologe u. a. sollen zu Worte kommen, um die Besonderheiten und Schätze der schlesischen Heimat zu erläutern. Aus dem Vorlesungsverzeichnis der Akademie seien genannt: „Hauptgebiete der medizinischen Forschung“, „Baukunst in germanischen Ländern“, „Großtaten der deutschen Technik“ (mit Führungen) und zahlreiche andere Geistesgebiete, die in mehrstündigen Vorlesungen von hervorragenden Fachleuten behandelt werden.

Sehr beliebt und wegen des kostenfreien Eintritts sehr geschätzt sind die Sonntag-Nachmittagsvorträge, bei denen zeitgemäße Fragen („Sinn und Aufgaben der Museen in unserer Zeit“) besprochen werden. Auch Sippenkunde, deutsche Kunst, philosophische Probleme und geographische Zeitfragen kommen zum Vortrag. An jedem Mittwoch-Abend finden besonders volkstümliche Vortrags- und Unterhaltungsabende statt, die als Humboldt-Abende ganz besonders der Volksbildung dienen. Neben allgemeinbildenden Vorträgen kommen auch Musik, deutsche Poesie und Tänze zu ihrem Rechte.

Die Kunstschätze der Heimat zu erschließen, ist die Aufgabe der zahlreichen Führungen und Studienfahrten, die an Sonntag-Vormittagen den Teilnehmern Gelegenheit geben, besondere Kunstwerke kennenzulernen. Eine reizvolle Neuerung sind die

Atteilerführungen, die einem größeren Kreise Gelegenheit geben, führende Künstler bei der Arbeit zu sehen.

In gewissen Abständen lädt der Humboldt-Verein besonders bekannte Wissenschaftler, Dichter und Forscher ein, die mit Lichtbildervorträgen von ihren Werken künden. Für das kommende Winterhalbjahr wurden eingeladen: der Abessinienforscher Dr. von Papen, der ehemalige russische Museumsdirektor Professor Graf Zubow, der Meisterfotograf Hielscher, der Afrikaforscher Geheimrat Frobenius und andere bekannte Männer. Für das Kulturleben unserer Stadt ist der Humboldt-Verein deshalb von besonderer Bedeutung, weil seine hohe Mitgliederzahl ihm die Möglichkeit gibt, junge Talente herauszustellen und manchen notleidenden Angehörigen freier Berufe zu beschäftigen. Vor allem aber sucht er seinen Ehrgeiz darin, möglichst viele Veranstaltungen bei freiem Eintritt durchzuführen, um vor allem minderbemittelten Volksgenossen einen Kunst- und Kulturgenuß zu bieten. Auch an zahlreichen anderen Veranstaltungen lädt der Humboldt-Verein seine Mitglieder teilnehmen und ermöglicht ihnen durch Preisermäßigungen den regelmäßigen Besuch. Für die Stützung unserer Theater bedeutet die Vermittlungstätigkeit des Humboldt-Vereins einen besonders wertvollen Faktor.

Der Verein dient darum in stärkstem Maße der deutschen Kunst und Kultur, er fördert Wissenschaft und Forschung und dient darum in selbstloser, uneigennütziger Weise unserem deutschen Volke und der schlesischen Heimat.

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Firma Ferdinand Hirt, Breslau, über das in ihrem Verlag erschienene Buch: „Schar 6, SS in Kampf und Spionage“ von Waldemar Glaser bei.



Bad Charlottenbrunn

Atmungsorgane, Niere, Nerven, Herz

KOCHANEK & RIEDEL

Die Schneider für den Herrn

Breslau 1, Neue Schweidnitzer Straße 2
Fernsprecher 26284